

**nn
& Co**

Mit besonderer Liebe weilt sich die Caritas dem Kinde. Sie hat im Jahre 1934 für 74 000 Kinder an Millionen Pflegetagen in Heilstätten, Erholungsheimen und Landpflegestellen Platz geschaffen, und Kinderglück und Gesundheit vermittelt und gepflegt. Wollte man erst auf dem großen Gebiete der Jugendfürsorge Zahlen nennen, so würde auch da eine Leistung erkennbar werden, die der Bewunderung und der Achtung wohl wert ist. Allein der katholische Fürsorgeverein für Mädchen, Frauen und Kinder und der Männerfürsorgeverein hatten in einem Jahr insgesamt 235 000 Schützlinge zu betreuen. Da ist der Hinweis nicht überflüssig, was wohl durch solche Caritasorgane dem Staate und der Öffentlichkeit erspart wird. Hunderttausende von Hausarmen und ungezählte bedürftige Familien, Wanderer und Trinker, Straffällige und Auswanderer, alle, die Leid am Leibe oder im Herzen tragen, kommen zur Caritas und finden bei ihr in ihren Nöten und Anliegen Hilfe und Rat.

Ester Ausflug

Von Jo Hanns Röster

„Du verstehst mich falsch, Marianne“, sagte Peter am Schluß der täglichen Autodebatte, „ich möchte dir kein Vergnügen, ich erfülle dir gern jeden Wunsch. Nur eins werde ich dir nie erlauben: daß du selbst deinen Wagen steuerst.“

„Du bist altmodisch, Peter.“

„Vielleicht besteht meine altmodische Ansicht darin, daß ich dich nicht nur lieb habe, sondern mich auch um dich Sorge. Ich hätte keine ruhige Minute, wenn ich dich mit dem Wagen unterwegs wüßte. Ich würde es mir nie verzeihen, wenn dir etwas geschehe.“

„Andere Frauen fahren doch auch?“

Peter seufzte:

„Mit anderen Frauen bin ich auch nicht verheiratet. Andere Frauen sind selbständig, stark, vernünftig, fast wie Männer.“

„Sind Männer vernünftig, Peter?“

„Aber stark sind sie.“

„Sind Männer stark, Peter?“

Peter war nicht stark. Peter gab nach. Nach einer langen Besprechung mit seinen drei Freunden, Herbert, Robert und Hubert, den ersten Abend, den er in seiner langen Ehe außer Haus verbrachte, gab Peter seiner Frau die Erlaubnis, zunächst einmal probeweise einen Tag am Steuer zu sitzen. Ohne jede Begleitung, ganz allein in ihrem Wagen. Und wenn sie nach der Fahrt am Abend heimkäme und immer noch auf ihrem Wunsch bestünde, wurde Peter nichts mehr dagegen haben. Der erste Ausflug sollte nach Schloß Rheinsberg erfolgen.

Der Anfang der Fahrt verlief harmonisch. Nur wenige Wagen begegneten ihr, die Dörfer schienen wie ausgetrocknet, und wenn nicht die kleine Angst im Herzen gewesen wäre, würde Marianne mit Vollgas durch die Gegend gebraust sein.

Wollich hupte es hinter ihr. Marianne sah durch den Spiegel einen roten Sportwagen in ihrer Spur. Mit einem ängstlichen Blick auf den sandigen Sommerweg steuerte sie ihren Wagen ganz rechts. Vielleicht schien dies dem Verfolger nicht schnell genug zu erfolgen, jedenfalls hupte er dreimal kräftig hintereinander. Marianne gab ein Zeichen, daß die Straße frei sei. Dann fuhr sie mit halber Geschwindigkeit ein wenig nervös geworden vor sich hin. Aber der fremde Wagen kam nicht. Er blieb immer nur wenige Meter hinter ihr, hupte mehr oder weniger heftig, aber so sehr auch Marianne ihre Fahrt verlangsamte und mit den Koffkugeln fast die Chausseesteine streifte, der Verfolger überholte nicht. Da entschloß sich Marianne zu einer Tat. Sie steuerte in die Straßenmitte und gab Vollgas. Mehr Minuten lang. Immer den Gashebel durchgetreten. Mit zusammengebißenen Zähnen und fest das Steuer umklammernd, raste sie davon. So, jetzt mußte der andere Wagen verschwinden sein, der vorhin nicht die Kraft fand, zu überholen. Aber schon hupte es wieder hinter ihr, und als jetzt Marianne resigniert anhielt, bremste der Verfolger ebenfalls.

„Fahren Sie einen Kinderwagen, Fräulein“, rief ein unhöflicher Herr vom Steuer, „das ist geradezu eine Unanständigkeit, wie Sie ankündigte Fahrer am Vorwärtskommen hindern! Warten auf der Landstraße hin und her und kreuz und quer — Frauen gehören nicht ans Steuer — ich werde Sie zur Anzeige bringen, damit Ihnen der Führerschein entzogen wird. Ihre Nummer habe ich mitnotiert, das fehlt noch, daß solche überpannten Weibsbilder die Landstraßen unsicher machen!“

Marianne dachte über den Vorfall nach. Bis Rheinsberg. Sie sah nicht die herrlichen Laubwälder zur Rechten, nicht die träumerischen Seen zur Linken, die schwarzen Windmühlen drehten unbeachtet ihre schweren Flügel. Marianne sah zornig auf Steuer und ärgerte sich. Dabei schabete der Geruch ihres Teints, das wußte sie, aber sie ärgerte sich trotzdem.

Endlich kam sie in Rheinsberg an. Vor dem alten Schloß parkte sie den Wagen, lief über den Platz zu dem Gasthof und bestellte sofort ein Mittagessen.

Plötzlich trat ein Herr zu ihr.

„Verzeihen Sie, gnädige Frau — gehört der reizende Schlüssel Ihnen?“

„Nein.“

„Sie haben vergessen, den Zündungsschlüssel abzugeben.“

„O — vielen Dank.“

Marianne war rot geworden wie ein Schulmädchen, das man bei einer nicht gemachten Schularbeit übertrifft.

„Gestatten, Alvensleben — wollen Sie heute noch zurück?“

„Natürlich. Es sind doch nur zwei Stunden bis Berlin.“

„Gewiß“, nickte der Fremde, „nur sehen Sie sehr abgelenkt aus — Sie scheinen noch nicht oft gefahren zu sein — nein, bitte, bestellen Sie keinen Wein, ein Fahrer darf unterwegs nicht trinken — auch sollten Sie nicht rauchen, gnädige Frau, bei Ihren schwachen Nerven — wenn Sie ein Unglück haben sollten, müßten Sie nachweisen, daß Sie im Vollbesitz Ihrer Kräfte waren, sonst haben Sie sich strafbar gemacht.“

„Sind Sie gekommen, mir Predigten zu halten?“

Der Herr lächelte:

„Ich möchte Ihnen viel lieber den Hof machen. Aber chauffierende Frauen sind dazu wenig geeignet.“

„Wie nicht?“

„Sind es wirklich Sportfrauen, so interessieren sie sich nicht für Männer. Und sind sie es nicht, dann lassen sie sich leicht den Kopf verdrehen und dürfen nach juristischer Auffassung nicht ans Steuer, da sie ja dann verliert nicht mehr im Vollbesitz ihrer Kräfte sind. Darum frage ich auch vorhin zuerst, ob Sie weiterfahren wollen.“

Marianne sagte nichts mehr. Sie verzehrte müde ihr Essen, grüßte kurz und bestieg, ohne das Schloß und den alten Park besichtigt zu haben, ihren Wagen. Sie drückte auf den Starter. Der Motor sprang an. Aber bevor sie noch die Kupplung gelöst, farb der Motor ab.

Beim zweiten Mal versagte der Ansaßer. Marianne krieg aus, holte die Drehstange und versuchte mit aller Kraft, die Kurbelwelle zu drehen. Es gelang, der Motor sprang an. Die Dorfjugend und etliche Erwachsene, die sich versammelt hatten, begannen enttäuschte Gesichter zu machen. Aber bevor noch Marianne das Werkzeug wieder verstaute



hatte, farb der Motor von neuem. Marianne öffnete die Motorhaube. Da sie nichts von technischen Dingen verstand, mußte das ratlose Ansehen auch nichts. Gelegentlich klopfte sie mit ihrem Finger an den Zylinderkopf, doch erholte sie sich etwas davon. Als es auch nichts half, daß sie kräftig gegen die Zündkerze pöbste, klappte Marianne die Motorhaube wieder zu und holte einen Monteur.

„Ausgeschlossen hat Ihnen einer den Benzin“, meinte der Chauffeur schadenfroh, „das machen sie gerne, wenn sie wissen, daß eine Frau chauffiert.“

Die Rückfahrt verlief ohne Zwischenfall. Kurz nach Rheinsberg hielt plötzlich ein Wagen mitten auf der Straße. Marianne stoppte.

„Verzeihen Sie“, trat ein Herr zu ihr, „wo geht es nach Berlin?“

„Die Straße geradeaus.“

Der andere schüttelte den Kopf.

„Von dort komme ich doch gerade. Diese Straße führt nach Hamburg.“

„Ausgeschlossen. Sie führt nach Berlin.“

„Aber ich komme doch diese Straße entlang direkt aus Hamburg. Haben Sie keine Karte?“

Marianne hatte eine Karte. Aber sie verstand sie nicht. Der Herr verstand sie dagegen um so besser.

„Gut, daß Sie mich getroffen haben, gnädige Frau“, sagte er, „Sie sind vollkommen falsch. Sie müssen hier genau nach rechts abbiegen, dann kommen Sie nach Berlin.“

Marianne atmete auf. Da hatte sie noch einmal der Himmel vor einem bösen Geschick bewahrt. Sie bedankte sich herzlich und fuhr in der angegebenen Richtung weiter. Sie fuhr nach Hamburg. Als sie es merkte, war sie vier Stunden von Berlin entfernt.

Beim Wenden rampte sie eine Luxuslimousine. Sie riß ihr beide Koffkugeln, das Trittbrett, einen Scheinwerfer und die beiden Koffer weg. Der Chauffeur blieb höflich, denn er sagte gar nichts. Er notierte nur die Nummer ihres Autos und ihrer Wohnung, da er die Nummer der Versicherungspolice nicht notieren konnte. Denn die galt erst ab morgen früh.

Marianne fiel Peter weinend um den Hals.

„Nie wieder, Peter! Ich schwöre es! Eine Frau soll nicht chauffieren.“

„Wenigstens meine Frau nicht“, lächelte Peter, „und jetzt habe ich noch eine kleine Überraschung für dich. Darf ich dir meine Freunde Herbert, Robert und Hubert vorstellen?“

Die drei Herren traten ins Zimmer.

Marianne erstarrte.

„Aber das ist doch — und Sie sind doch — und Sie haben mir den Weg nach Hamburg gezeigt?“

Peter stand mit ein wenig schlechtem Gewissen.

„Sei ihnen nicht böse, Marianne. Ich hat sie darum. Sie sollten dir zeigen, was alles auf einer Fahrt geschehen kann. Herbert war der Mann, der dich nicht überholen konnte, Robert traf dich in Rheinsberg, er war es auch, der dir das Benzin ausließ. Und Hubert hält du ja gleich erkannt. Was dir hier zustieß, kann dir jeden Tag geschehen. Verzeih uns, wir taten es in guter Absicht, es ist ja auch nichts Schlimmes geschehen.“

Marianne betrachtete die drei Freunde ein wenig spöttisch.

„Und wenn etwas geschehen wäre?“

Die drei Freunde lachten sorglos.

„Wären wir natürlich dafür aufkommen“, sagten sie.

„Und wo ist der vierte von euch?“ fragte Marianne.

„Welcher vierte?“

„Die Luxuslimousine, die ich bei Lüneburg in Stücke fuhr.“

Da erstarrte das Lächeln auf allen Gesichtern.

„Der vierte scheint echt zu sein“, stammelte Peter erschrocken.

Und damit hatte er recht.

Der Bruderkuß

Von Adolf Peter Paul

Klaus Störtebeker war schon tot: den hatten die Lübecker gefangen und hingerichtet. Aber immer noch machten die Vitalienbrüder, die friesischen Seeräuber, auch Vitedeeler genannt, die Küsten unsicher und lagen mit ihren wehrhaften Schiffen vor den Mündungen von Ems, Weser und Elbe. Insbesondere litt der Handel von Bremen, der Holzen und freien Hansestadt: Die hatte in diesen Jahren ihren mächtigen Roland auf dem Marktplatz errichtet und das große Rathaus aus roten, gebrannten Steinen.

Nur die seebeherrschenden Friesen bedrohten die Stadt: sie fingen die Schiffe weg. So beschloß der wohlweisliche Rat unter dem Bürgermeister Johann Hemeling, an der Weermündung eine feste Burg anzulegen, damit vor den Seeräubern Frieden sei; Friedeburg nannte man die mit zwei tiefen Gräben umwehrte Feste, die etwa da stand, wo heute Alvens liegt, bei Nordenham an der Unterweser. In diese Burg legten die Bremer eine starke Besatzung unter Führung eines freitbaren Ratmannes.

Wer mit dem Dampfer, von Helgoland kommend, in die Weermündung einfährt, passiert den Hoheweg-Leuchtturm, der auf einer lang sich hinziehenden Wattinsel steht. Auf dieser Insel lag damals, als sie noch höher aus dem Wasser ragte, ein hartes Friesengewächs, das Geschlecht der Onnedden. Sie waren freie Seefahrer, vielleicht auch Seeräuber; sie hatten zwar nach der Niederlage der Vitedeeler mit den anderen Friesen den Bremern Treue und Gehorsam geschworen; doch mißfiel ihnen, daß die städtischen Pfefferkörbe eine Feste im Gebiet des freien Friesenlandes unterhielten. Zwei junge Söhne des Geschlechts Diddo Lübbede und Gerold Lübbede beschloßen, die verhaßte Burg zu brechen. Sie warfen ihre Verwandten Durell und Herbert, dreißig andere freie Friesenlöhne und zwanzig befreundete Sachsen an und zogen in Waffen und voll Kampfeslust vor die Friedeburg der Bremer.

Das Glück schien ihnen hold zu sein, denn sie konnten den Befehlshaber der Burg, als er im offenen Fenster stehend Befehle zur Verteidigung gab, mit einem Pfeile niederstrecken. Die Besatzung aber verlor nicht den Mut, es gelang ihr, einen Boten zu den Stadt verbündeten Wärdenern zu schicken, die bald mit harter Mannschafft anrückten.

Diesem Ansturm von innen und außen vermochten die Friesen nicht zu widerstehen: sie wurden geschlagen, Durell und Herbert entkamen, alle übrigen fielen in Feindeshand und wurden zu Schiff gefesselt nach Bremen gebracht. Der

gestrenge Rat machte ihnen folgenden Prozeß: Die Sachsen, so viele von ihnen nicht im Kerker angekommen waren, wurden, da sie den Bremern nicht gehuldet hatten, gegen den Schwur künftiger Urtreue freigelassen, die dreißig Friesen, als eidbrüchige Rebellen und Seeräuber, lebendig gerädert und ihre Köpfe zur Warnung für andere Eidbrecher auf Pfähle gesteckt. Den beiden Hauptführern aber, die aus altem Friesengeschlecht stammten, widerfuhr die Gnade, sie sollten erst geköpft und dann gerädert werden.

So standen also die beiden blonden Seeräuber, ungedrohten Mutes, vor dem Schafott. Und der Abgelandte des Rates fragte sie, weshalb sie ihren Eid gebrochen hätten. Sie antworteten, befreundete Friesenhäuptlinge hätten ihnen ihre Hilfe zugesagt, seien aber zu spät gekommen. So gab denn der Abgelandte des Rates den Befehl zur Hinrichtung. Der Kopf Diddes, des Älteren, rollte in den Sand. Da schritt Gerold hinzu, nahm das Haupt des Bruders auf und küßte es. Tiefe Bewegung ergriff die, die dem Gerichte zuhören. Man brachte Gerold wieder in den Kerker, und der Rat beriet, ob und unter welcher Bedingung man den getreuen Bruder begnadigen könnte. Man beschloß, ihm die Freiheit zu erteilen, wenn er sich in der Stadt niederließe und mit einer Bremerin verheiratete. Man wollte ihm eine junge, hübsche Frau ausgeben.

Mit dieser, wie er meinte, frohen Kunde suchte ein Ratsherr den Friesen im Gefängnis auf. Gerold aber entgegnete: „Ich bin ein edelstrenger Frieze, mein Herkommen ist nicht danach, daß ich, bloß um mir das Leben zu erhalten, eines Vaters oder Schwagers Tochter zur Frau nähme. Wollet Ihr mir das Leben gönnen, so wolle ich noch vor Sonnen Untergang ein Rinnelken voll Gulden dafür erkaufen.“ Mehr sagte er nicht.

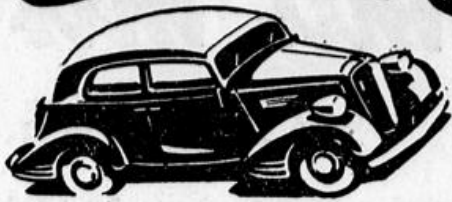
Wiederum beriet der Rat über das Schicksal des Gefangenen und sein stolzes Angebot. Einige stimmten für seine Freilassung gegen Lösegeld, aber ein älterer Ratsherr, dessen Wort in hohem Ansehen stand, warnte: der Kuß auf den Mund des Bruders würde so leicht nicht vergessen und doch wohl nach Jahren an der guten Stadt gerufen werden. Daher lehnte der Rat die Auslösung Gerolds ab: sein Haupt fiel unter dem Schwert des Richters.

So ist es geschehen im Herbst des Jahres 1418. Es steht geschrieben in einem 1690 niedergelegten Manuskript des Aktuarii Rudici Criminalis F. Stöder. Ein Denkmal des trübsamen Gerold Lübbede ist noch heute im Dom zu Bremen zu sehen.



Um Neuss herum

Mit Auto, Photoapparat und guter



Laune zum Landkreis

Mit dem funktionsfähigen MG-Auto geht es heute zum erstenmal „so jubelnd recht in die hellen, klingenden, singenden Wellen des vollen Frühlings hinaus.“ Zwar war am Montag Servatius, der sich als Eisheiliger wieder einmal nicht besonders beliebt gemacht hatte. Aber er muß doch wohl Einsehen gehabt haben mit uns und so kam es, daß bei all unsern Aufnahmen die Sonne schien, die unbedingt nötig ist, wenn man

Liedberg

so fotografieren will, daß sich in den Bildern wenigstens ein klein wenig der wunderschönen Wirklichkeit wieder spiegelt. Wenn hier auf einer Seite, von Liedbergs Geschichte etwas erzählt wird, so kann es sich nur um einige geschichtliche Schnappschüsse handeln. Es gibt nicht viele Orte, deren Geschichte so ausführlich und liebevoll niedergeschrieben ist wie Dr. Jakob Bremer es getan hat, der manche verborgenen Quellen ausfindig gemacht und in seinem Buche „Das kurfürstliche Amt Liedberg“ auf rund 900 Seiten in den lebendigsten Farben ein Bild vom Werden der Landschaft und von ihrer wechselvollen Geschichte gezeichnet hat und es sei hier eingestanden, daß mein ganzes Wissen um Liedberg aus diesem Buche stammt, bis auf die Gegenwart, die ich mich bemühe aus eigener Anschauung kennen zu lernen.

Wie wir schon mitgeteilt hatten wird in diesem Jahr, und zwar in der Woche von Peter und Paul in Liedberg ein großes

möchte ich Ihnen, liebe Leserinnen und Leser, nur den ersten Entwurf vorlegen.

1. Bild. Zeit vor 1-tausend Jahren. Die Szene zeigt eine Landschaft mit einigen Metern hohen Schachtelhalm, die Vorfahren unserer heutigen am Weiland blühenden Acker-schachtelhalm. Aus dem Hintergrunde tritt langsam ein aus-gewachsenes Mammut. Es beiebt sich die Gegend, findet es reichlich abe in der Urzeit, läßt seinen Rüssel hin und her baumeln, legt sich resignierend hin und stirbt.

Der Prologus erklärt, daß dies die Zeit war, als der Rhein und die Maas hier vorüberflossen und die Steine ihrer Quell-gebirge hier ablagerten. Inzwischen sind nun die beiden Flüsse zur Ordnung gerufen, sind solide geworden und haben sich an ihr eigenes Bett gewöhnt. Das Meer schwemmte Sand an, der Sand wurde teilweise zum Sandstein und 1-tausend Jahre später, das heißt vor einigen Jahrzehnten fand man in einer Spalte die Knochen des toten Mammut.

2. Bild. Zeit vor etwa 2000 Jahren. Dichter Urwald ringsum. Römische Straßenbauingenieure nehmen das Ge-lände auf, um eine Verbindungsstraße vom Rhein zur Maas zu bauen. Die Arbeiten werden geschäftig durch Soldaten, die Wegbereiter der Macht Roms sind. Ein günstigerer Punkt als der Hügel ist zur Ueberwachung der neuen Straße nicht zu denken. Ein Kommando bleibt hier und richtet eine befestigte Warte ein.

Fast 2000 Jahre später hat ein Neuffer Forscher, Konstantin Koenen, hier gegraben und hat auf dem Mühl-berg die Ueberreste dieses Lagers gefunden.

3. Bild. Zeit: 13. Jahr-hundert. Die Zisterzienser sind im Besitz von Li-edberg und Bauleute sind emsig dabei, das Schloß bauen, um ihren Besitz von hier aus wirkungs-voll verteidigen zu kön-nen. Mit besonderem Eifer wird am Berg-fried gearbeitet, da von dieser hohen Warte aus nicht nur das Land rings-um noch besser zu erpä-hen ist, sondern durch ihn auch der Zugang zur Burg ist, der von hier aus verteidigt wird. Ein wirk-james Mittel ist die Be-ch-naße, ein Ausguss, der etwas vorragt, und der auch heute noch vorhan-den ist. Man hatte näm-lich damals die liebevolle Angewohnheit, auf un-liebame Eindringlinge heißes Pech oder Öl zu gießen, was auf die fremden Kriegerleute sehr unangenehm und abscheulich gewirkt haben

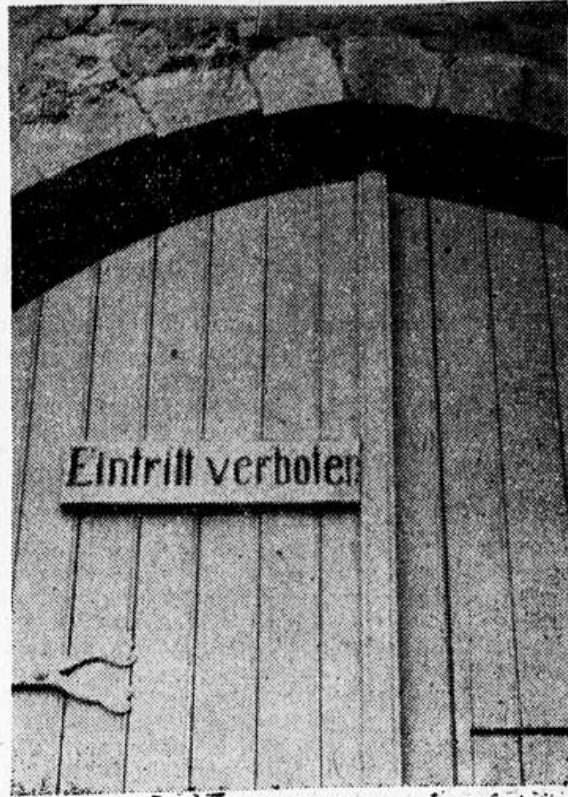


Bild mit zwei Worten.

Ich sehe selbst ein, die Sache eignet sich in dieser Form nicht zur Ausführung. Wo wollte man allein das Mammut her-nehmen? Aber man könnte aus der reichen Geschichte Bilder voll dramatischer Wucht schaffen, es gibt Stoff genug aus des Lebens Höhen und aus des Lebens Tiefen, Dramen die das Leben in den Jahrhunderten hier in Fülle schrieb.

Fröhliche junge Menschen bevölkern Sonntag um Sonntag den Liedberger Wald, lustig erklingen zum Klang der Klampfen die Lieder der Jugend, und nur an einer Stelle verstummt der Frohsinn eine Weile, da, wo ein Kreuz findet, daß im Jahre 1930 drei Pfadfinder den Tod fanden, von denen noch zwei tief unter dem Schloß der Ewigkeit entgegen schlummern. Und nun lebe wohl, Liedberg, wir wollen auch in diesem Jahre noch manchmal kommen und Umschau halten und uns erzählen lassen aus deiner Vergangenheit, wir wollen aber auch nicht vergessen, daß lebendige Gegenwart ist und uns freuen, wenn wieder fröhliche Menschen mit Fahnen und Musik durch die alten Straßen ziehen.

Auf Wiedersehen, liebe Leserinnen und Leser, bis zur nächsten Fahrt, irgendwo um Neuss herum.

Kiebig.

Photo: W. Pfeiler, Neuss.



Schloß Liedberg.

Heimatfest gefeiert. Das Programm hat inzwischen insofern eine Aenderung erfahren, als nicht Schillers Tell, sondern ein Heimatspiel von Michael Weder aufgeführt wird, und zwar „Jan von Werth“, der bekanntlich zu Liedberg gute Be-ziehungen hatte. Am Fuße der Rückseite des Schloßes wird das Spiel auf einer Naturbühne aufgeführt werden, die alle Voraussetzungen für eine solche Darstellung erfüllt, den Spielern die verschiedensten Möglichkeiten gibt, wobei die Zuschauer sich am gegenüberliegenden Abhange lagern können.

Ich weiß nicht, ob ich mich zum Dramatiker eigne und habe mich, offen gestanden auch noch nie darin versucht. Ich hatte eigentlich vor, mich für Liedberg zu betätigen und ein Heimat-spiel zu schaffen, habe aber dann, um Michael Weder nicht auszustechen, meine Arbeit eingestellt. Zu meiner Genugung

soll. Man sieht noch deutlich an den dunklen Flecken, daß man auch schon mal Gelegenheit hatte, von der trefflichen Einrichtung Gebrauch zu machen. 1262 wurde das „kurfürstliche Amt Liedberg“ gebildet.

4. Bild. Zeit 1642-43. Die Hefen sind im Land. Man sieht ringsum den Feuerstein brennender Kir-chen. Liedberg hat sich von der Zerstörung losgekauft und nun huchen tausende geflüchteter Banern mit Fran-en und Kindern hier Unterschlupf. Pastor Kemerius aus Glehn schreibt über diese furchtbare Zeit, die Liedberg jemals heimgesucht hatte: „In diesen großen anstehenden Zeiten sind wir in Liedberg bei einander verammelt gewesen gleich zur Zeit der Zerstörung Jerusalems. In kurzer Zeit starben auf Liedberg bei vierthausend Menschen. Alle Dörfer, Gärten und Baumgärten liegen voller Toten. In so großer Menge sind in einem ganzen Jahr nur zwei Kinder zur Welt geboren, eines aus dieser Pfarre, eines aus dem Schach-telhalm, welche ich getauft habe.“

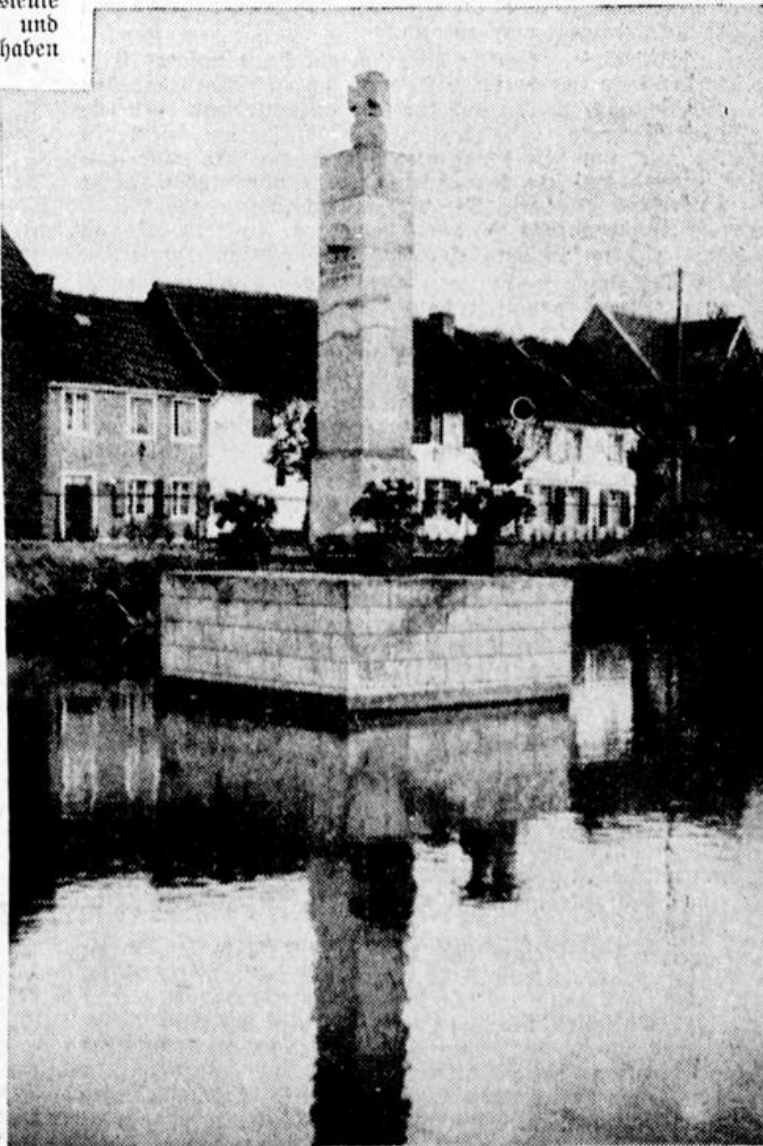
5. Bild. Zeit 1935. Liedberg ist kein politischer Mittelpunkt mehr, seit Napoleon hier geherrscht hatte. Nicht mehr Wassergraben, Zugbrücke und Beckmaie den Eingang in die Burg. An deren Stelle ist ein Schild getreten, worauf der einsame Wanderer die inhalt schweren Worte liest: Eintritt verboten. Kriegermannen hatten sich oftmals den Eingang in das Schloß erzwingen. Sie wußten, mit wem sie zu tun hatten. Aber so ein Schild! Wer weiß wer dahinter steht, wer weiß, wer ihm da mit feurigem Schwert ent-gegentritt, so er das Verbot übertreft. Eine eigenartige Macht liegt in solch einem Verbotsschild. Man wird da erinnert an die Novemberrevolte 1918 in Berlin, als die Spartakisten das Schloß stürmten. Man schloß mit Maschinengewehren, ein Menschenleben galt nichts, aber man ging beim Sturm sorgsam um die Anlagen herum, weil da Schilder standen, „Das Betreten des Rasens ist verboten.“

Als Schlußbild ziehen die Burgen durchs Dorf und pflanzen einen Maibaum, an dem ein Schild hängt mit der Aufschrift:

„Es steht in des Dorfes Mitte
Dieser schöne grüne Mai,
Es ist alter Brauch und Sitte,
Den Mädchen er gewidmet sei.“



An der alten Kapelle.



Kriegerehrenmal als Insel.

Komm mit mir nach Afrika!

Mit der Druckerpresse nach Südwest

Von Karl Ey

10. Fortsetzung.

Der Abfall Europas...

Außer den Missionen der christlichen Kirchen und Seiten arbeiten noch zwei Arten von „Missionaren“ in Afrika.

Da sind zunächst die wilden Händler. Ihre Religion ist der Verdienst, ihr Glaube der Absatz aller gängigen Artikel, von der Suabelibibel bis zum Jam asiarum. Mit einem Aufschlag von etlichen 100 Prozent auf die Selbstkosten besorgen sie schundhaft zurechtgeschliffene Waren für die kleinen W... die Geldkammer, kurz alles, was sich überhaupt nur in den großen Lagerhallen der Hafenstädte aufreiben läßt.

Sie leben nach dem Evangelium der Begehrtheit.

Seit dem Ende des Krieges findet sich die zweite Art von Missionaren in ständig wachsender Zahl auf dem schwarzen Kontinent ein. Der Abfall aus den kommunistischen Subelischen Europas, die Keckheit einer verwerflichen Zivilisation glaubt immer mehr, in Afrika im Trüben fischen zu können. Ich meine die kommunistischen Agitatoren, die nicht nur durch die Häfen und Industriestädte Südafrikas wandern, sondern auch durch den Busch ziehen. Wo ihre Saat hinfällt, da wächst ein faules und tödliches Sosenmagerium empor, da machen wilde Empörung und organisierte Verheerung in wenigen Stunden zunichte, was kaufmännische Energie und zäher, christlicher Missionarismus in langen Jahren mühsam aufgebaut haben.

In der südafrikanischen Union verfährt man mit den „roten Missionaren“ ziemlich glimpflich. In den Prosektorsgebieten fast man dagegen härter zu. Aufwiegelung der Eingeborenen kann hier die Schulbigen das Leben kosten — wenn man sie laßt. Eine kurze Jagd, ein paar Schüsse, eine blutige Spur und ein in Vögelteile von Amellen zersagter Leichnam, dessen Knochen unter dem Unkraut vermodern, das ist oft genug Urteil und Vollstreckung zugleich. Können sich aber die Missionare der roten Zerkürung nach gegläuteter Brandstiftung der eingeborenen Seele retten, dann zahlt ihnen ihre Klasse in Europa oder sonstwo den Lohn nicht in Wei und Eisen, sondern in schwerem Gold.

Die „roten Missionare“ wissen das. Sie haben daher häufig den Mut, den auch eine in die Enge getriebene Ratte hat. Sie wissen, daß Tote nicht reden und daß dort, wo unter ihrer Händler- oder Touristenmasse die Frage des Kommunismus entdeckt wird, dem Entdecker die Zunge für immer gelähmt werden muß...

Wir lesen diesen „roten Missionaren“ in der Nähe des Postens XP am großen See in die Hände.

Die Panne der „Germania“.

Unser Motorboot hatte nämlich eine Panne, gerade als uns eine Unionsfähre an einer kleinen Landungsstelle verriet, daß sich hier ein Rafthaus mit einer Poststation befände. „Poststation“ ist allerdings etwas zuviel gesagt, denn eigentlich bedeutet die Fahne nur, daß einmal im Monat ein Polizeiboot die Landungsstelle anläuft und daß der Beamte nachsieht, ob vielleicht von den Seidlern der weiteren Umgebung oder von vorbeifahrenden Schiffen Postfächer in den am Rafthaus angebrachten Wackelford gelegt worden sind.

Auf dieser Station hielt sich am Tage unseres Eintreffens ein junger Bure auf, der sich nach Nordrhodensien durchschlagen wollte und der uns mitteilte, daß drei verdächtige Leute im Annarich auf die Station seien, ein Mulatte und zwei Weiße, von denen der eine anscheinend ein Ire sei. Er habe dies von einem Jüder unterwegs erfahren. Die drei sollten „Untrudner“ sein, also Kommunisten, und es habe den Anschein, als ob sie hier, beim Posten XP, irgendeine Nachricht erwarteten.

Der junge Bure brach noch in der Nacht auf, nachdem er uns geholfen hatte, unser Boot unter einem Gebüsch am Ufer zu verstecken, von wo aus wir es leicht wieder ins Wasser ziehen konnten. Pipp hantierte dann noch die halbe Nacht an dem Motor herum, bis die Zündung wieder funktionierte und er mit dem Vorschlag zu mir in das Rafthaus kam, sofort abzufahren und irgendwo weiter südlich Benzin für die Fahrt nach Salisford zu tanken.

Davon wollte ich jedoch nichts wissen. Was sollten uns schließlich die drei Verdächtigen anhaben? Ich hatte mir vorgenommen, zu allem, was sie mir erzählten, ein gläubiges Gesicht zu machen, vielleicht ihre weiteren Pläne zu erforschen und dann in der nächsten Nacht abzufahren. Ich muß allerdings zugeben, daß mich weniger die Neugierde trieb, als der Wunsch, wieder einmal vernünftig unter einem Moskioner im Rafthaus zu schlafen.

Patronen im Schrank.

Während ich mich mit unserem dürftigen Gepäc in dem tablen Raum einzurichten suchte, den Spiritusbrenner in Betrieb setzte und Wasser für Kaffee aufsetzte, kramte Pipp im Zimmer umher. Auch ich interessierte mich, als wir auf das Kochen des Wassers warteten, für den Inhalt eines Schrankes, der in einer Ecke des Zimmers eingebaut war.

Ich hatte eigentlich erwartet, Dosenkonserven zu finden, wurde jedoch elend enttäuscht. Dafür entdeckte ich etwas, das den Verdacht des jungen Buren vollaus zu bestätigen schien, nämlich zwei Wackelfäden mit Dum-Dum-Patronen und ein Bündel Flugblätter in einer für mich unferlichen Eingeborenenprobe. Die blutrünstigen Bilder von brennenden Plantagen mit dem Hammer und Sichel-Emblem im Hintergrund verrietten mir genug.

Drüben in der Heimat konnte früher der einzelne gegen die Rotmordstut nicht viel unternehmen. Aber hier im Raftland war auch der einzelne Weiße eine Macht. Er war einer der 1200 Europäer in einer Bevölkerung von anderthalb Millionen Schwarzer und in einem Gebiet, das halb so groß wie Preußen ist. Darfte man sich hier still und heimlich drücken, um den Dingen ihren Lauf zu lassen?

Nein, wenn mir auch Englands Kolonialreich und seine Belange höchst schnuppe waren, ich war es der in diesem schönen Lande bei Weiß und Schwarz genossenen Gastfreundschaft dem Distriktschiffier Piker schuldig, mein Möglichstes zu tun, um meine Entdeckung zur Kenntnis der Verwaltung zu bringen.

Besuch aus dem Busch.

Am nächsten Morgen überfüllten sich die Ereignisse in einem tollen Wirbel. Mit Pipp hatte ich noch in der Nacht verabredet, daß wir keinem Fremden etwas von unserem verdeckten Motorboot erzählen wollten, um uns diese Flugtmöglichkeit für den äußersten Fall offen zu lassen.

„Don“, antwortete Pipp. „Drüben liegt die lange Waldinsel, hinter der wir mit dem Boot im Ru ver-schwinden können.“

Nichtig, diese Insel! Ich blickte zu dem langgestreckten, dicht bewaldeten und offenbar unbewohnten Eiland hinüber, um es auf seine Eignung als Versteck

zu prüfen, als hinter der Nordspitze mit raschem Ruder-schlag ein Boot erschien und sich unserem Landungsplatz näherte.

Es war das Postboot. Die zehn Ruderer blieben, als das Boot knirschend auf den Sand aufstieg, sitzen und nur ein schwarzer Soldat kam zum Rafthaus herauf, um im Postkasten nachzusehen. Im gleichen Augenblick kam Pipp mit der Meldung gelaufen:

„Hier Menschen in Sicht — drei Männer und eine Frau!“

Jetzt galt es, geistesgegenwärtig zu sein.

Ich klickerte dem schwarzen Soldaten zu: „Warte einen Augenblick!“ Setzte mich hin und schrieb auf ein Blatt meines Notizbuches einen englischen Brief, der folgendermaßen begann:

„Mein lieber Bruder Clarence.“

Ich bin jetzt glücklich in einem Rafthaus am See gelandet, weiß aber nicht genau wo, und will Ihnen von hier aus nochmals meinen Dank für die freundliche Bewirtung schriftlich zum Ausdruck bringen...!“

Jetzt hörte ich hinter mir Schritte. Es war nicht Pipp, sondern ein rotbaartiger vierstübriger Mensch im offenen Raftkleid, dessen Gesicht nicht unähnlich zu nennen gewesen wäre, wenn nicht das kalte berechnende Funkeln in den grauen Augen zur Vorsicht gemahnt hätte.

(Fortsetzung folgt.)

BLICK IN DIE WELT

105 Minuten ohne Herzschlag und Atem

In Birmingham mußte eine Frau operiert werden. Während der Tätigkeit des Arztes „storb“ sie plötzlich. Das heißt, sie zeigte alle Merkmale des Todes, ohne in Wirklichkeit tot zu sein. Das Herz hörte auf zu schlagen, die Lunge zu atmen. Zwar gelang es dem Arzt und seinen Assistenten, das Herz nach 3 Minuten wieder zum Arbeiten zu bringen, die Atmung blieb aber aus, und nach einigen Minuten setzte auch der Herzschlag wieder aus. Künstliche Atmung nützte nichts, ebenso wenig alle möglichen Injektionen: die Frau war sozusagen tot. Nach genau 105 Minuten, in denen die Kranke also weder geatmet noch sonst irgendein Lebenszeichen von sich gegeben hatte, begann plötzlich das Herz wieder zu schlagen, und die Lunge zu atmen. Mit anderen Worten: die Frau „lebte“ wieder. Allerdings dauerte dieses „zweite Leben“ nicht lange, auch einiger Zeit verstarb die Kranke endgültig. Der Fall hat naturgemäß in Kreisläufen außerordentliches Aufsehen erregt.

Fingerringe für Kennhunde

Hundhunderennen sind in England überaus beliebt und es wurde sogar schon eine renable Steuer darauf gelegt. Das üble daran sind nur die Schiebungen, die zuweilen vorkommen. Da wird beispielsweise ein ganz großer Renner schwarz gefärbt und unter einem anderen, noch völlig fremden Namen gestartet. Natürlich legt kein Mensch auf den Außenleiter und die Eingeweihten werden einen riesigen Gewinn ein. Das wird jetzt aufgehoben. Von jedem Kennhund sollen in Australien die Fingerringe, richtiger: Fingerringe genommen werden. Und vor jedem Rennen wird an Hand der Abdrücke kontrolliert, ob vielleicht Schiebungen geplant sind.

Die längste Tagifahrt der Welt

So etwas kann naturgemäß nur in Kanada oder in den Vereinigten Staaten passieren! Da legt sich Mr. Mitchell, der Eigentümer einer gutgehenden Bar am roten Fluß in Manitoba, eines schönen Tages, nachdem er an den Bergarbeitern genügend verdient hatte, in eine Tasse und spricht gelassen zu dem ein wenig erkrankten Chauffeur: „Fahren Sie mich nach Los Angeles!“ Der Chauffeur rief sich ein wenig die Augen, tankte und fuhr davon. Er machte die eintägliche und größte Fahrt seines Lebens, denn die Strecke vom roten Fluß bis Los Angeles in den Vereinigten Staaten ist ungefähr 7000 Meilen lang. 34 Tage lang fuhr der Chauffeur seinen selbstamen Fahrpaß durch die Prärien, Urmälder und Felsengebirge des Nordens, durch die Wüsten und Steppen des Südens nach Südkalifornien. Leider hat uns bis jetzt niemand verraten, was der unternehmungslustige Verheißer für diesen Taxisausflug bezahlt hat. Es dürfte ein kleines Vermögen gewesen sein.

Das zurückgebliebene Mädchen

Von dem Britischen Institut für medizinische Psychologie wird eben ein Fall veröffentlicht, der als einzigartig bezeichnet wird. Vor ungefähr einem Jahr wurde in die Klinik des Instituts eine Arbeiterin eingeliefert, die angeblich an hysterischen Angstküsten litt. Sie hatte so gut wie gar kein Gedächtnis und schien eine Frau von außerordentlich niedriger Intelligenz zu sein. Von Kindheit an sei sie stets als ein „zurückgebliebenes Mädchen“ betrachtet und behandelt worden. Die Behandlung in der Klinik soll nun eine erhebliche Besserung gebracht haben, so daß das Mädchen vor einigen Tagen als „anscheinend geheilt“ entlassen werden konnte. Kurz vorher wurde sie aber noch der üblichen Intelligenzprüfung unterworfen, und deren Resultat war, daß das Mädchen sich als dem Durchschnitt der Arbeiterklasse weit überlegen zeigte. Daraufhin nahm man weitere Experimente mit ihr vor, und es stellte sich schließlich heraus, daß das Mädchen plötzlich geistige Kräfte entwickelte, die über denen eines durchschnittlichen Univeritätsprofessors liegen sollten. Die Verantwortung für die Richtigkeit dieses Berichtes überlassen wir dem erwähnten Institut. Leider wird uns nicht verraten, welchen Heilmethoden das Institut für

medizinische Psychologie seinen wirklich erstaunlichen Erfolg verdankt.

Das Rettungsboot, dem nichts passieren kann

Ein Ingenieur, Mr. Mason, hat eine neue Art von Rettungsboot erfunden, die er selbst „Lebensball“ nennt. Mit einem Boot hat das neue Rettungsgerät nicht die geringste Ähnlichkeit, daher der Name „Ball“. Der Ball besteht gegenüber den bisher gebräuchlichen Booten und Floßen folgende Vorteile: er kann nicht kentern; er läßt Luft, aber kein Wasser hinein; seine innere Einrichtung bleibt selbst im schlimmsten Seegang genau zentriert. Der Lebensball besteht aus Stahl, hat einen Durchmesser von 4 Metern und wiegt 5 Tonnen. Bei gleichem Tragungsvermögen beansprucht der Lebensball nur etwa die Hälfte von dem der Rettungsboote alten Stils auf dem Schiffsdeck. Das Niederlassen des Balles ist ferner viel einfacher als das eines Rettungsbootes. Es wird aus dem Innern des Balles bewerkstelligt und nicht wie jetzt vom Deck des Schiffes aus. Mr. Mason ist sogar der Ansicht, daß sein Gerät auch von der Besatzung eines gesunkenen Unterseebootes zur Lebensrettung benutzt werden kann.

Kampf um ein Bild

Eigentlich war es ein Zufall, daß vor einigen Monaten ein durchreisender Kunstschaffverständiger in Martin Munoz, dem kleinsten Dorf der Provinz Segovia in Spanien, das Altarbild in der verfallenden winzigen Kirche als einen echten Greco feststellte, der seine runde Million Peetas wert ist.

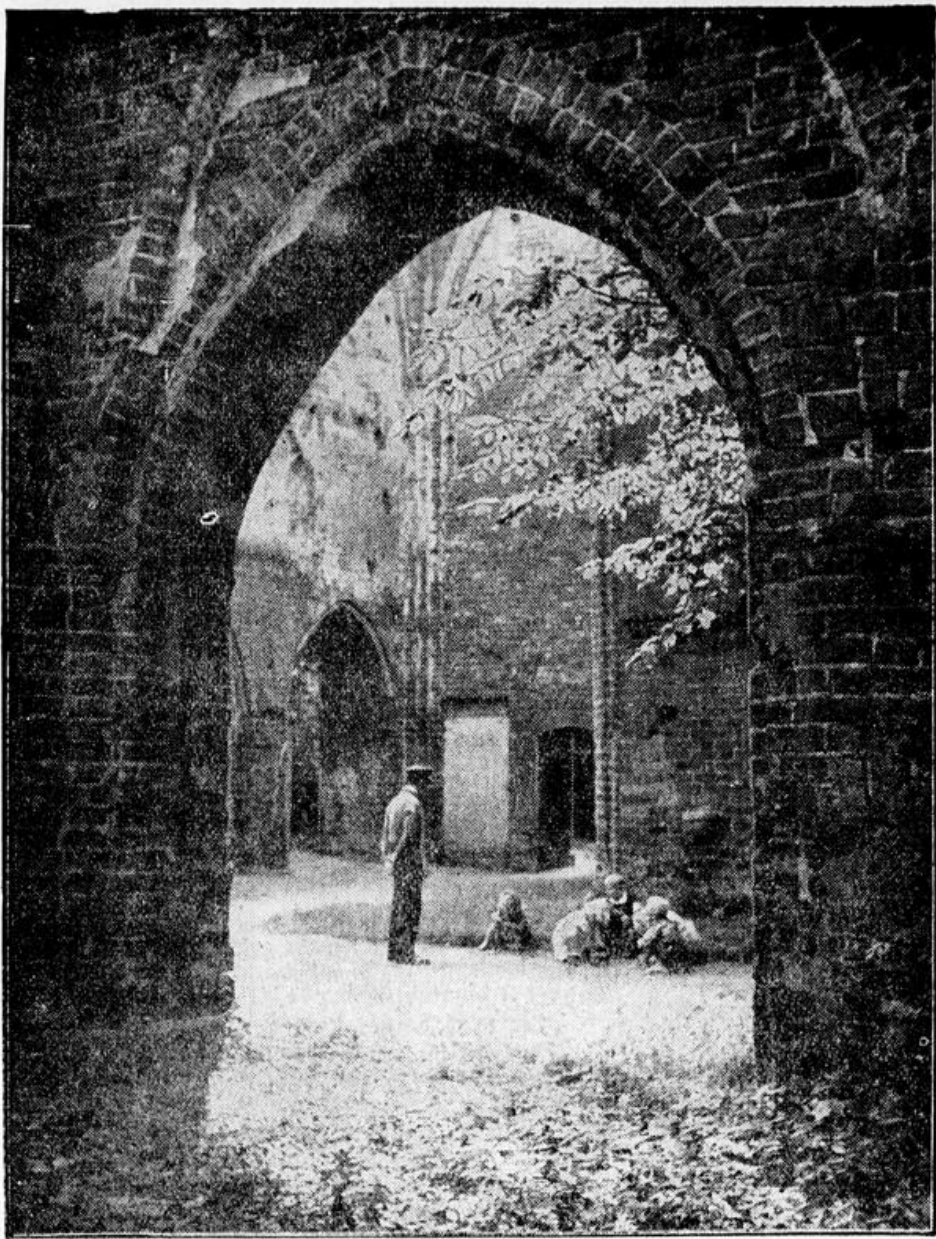
Treu ihrer frühen republikanischen Gesinnung erklärten die Dorfeinwohner das Bild als Gemeineigentum und rechneten voll Begeisterung den Anteil des einzelnen Bewohners aus — eine unvorstellbar große Summe. Als nun vor kurzem ein Museumsbesitzer in Martin Munoz eintraf, um das Bild, welches schwere Schäden aufweist, zur Ausbesserung abzuholen, da erhob sich das ganze Dorf wie ein Mann und erklärte, unter keinen Umständen das Bild herauszugeben zu wollen, wer weiß, wann und ob man es wiederbekäme, ob man nicht eine Kopie zurückerhielte usw. Der Beamte zog sich zurück, und nun beraten schlägt man in Madrid, wie man es anfangen soll, die Bazeza von der Ehrlichkeit des Staates zu überzeugen.

Müssen sie schiefen lernen?

Einhundertfünfundsünfzig Polizistinnen hat New York. Sie alle versehen ihren Dienst, ohne eine Schukmaße bei sich zu tragen. Veranlaßt durch allerlei üble Erfahrungen aber bezieht die Leitung der Polizeibehörde nun darauf, daß die Damen mit einem schweren Colt-Revolver ausgerüstet, die Menschheit beschützen sollen. Und als Vorbereitung für die neue Verordnung müssen alle 155 erst einmal schiefen lernen. Nun sind diese Beamtinnen zum Teil schon über fünfzig Jahre, sind Großmütter und tun zum größten Teil Dienst im lauberen, ungehörten Büro, in dem nicht einmal eine Maus sich zu rühren wagen würde. Also ist es begreiflich, wenn der Schießunterricht zahlreiche Ohnmachten zur Folge hatte. Allein Reiz ist Reiz — sie lernen alle, auf sich bewegende SchieBen in menschlicher Form schießen. Manche allerdings, so behauptet man, ließen entlassenen kurz vor dem Abdrücken die Augen zu.

Die Londoner National-Galerie geht auf Reisen

England wird in diesem Jahre zur Festigung der kulturellen Beziehungen zwischen dem Mutterlande und den Dominions in Uebersee eine Reihe bemerkenswerter Kunstausstellungen veranstalten. Zu diesem Zwecke werden in erster Linie die Bestände der Londoner National-Galerie in Anspruch genommen werden. Auch die Leitung der halbstaatlichen Tate-Galerie, die vornehmlich der modernen Kunst gewidmet ist, wird sich dem Vorgehen der National-Galerie anschließen. Um aber eine häßliche kulturelle Verbindung zwischen den englischen Dominions bzw. dem Auslande überhaupt und dem Mutterlande herzustellen, wurde die Einrichtung getroffen, daß in den englischen Wohnortgebäuden sowie am Sitz der Kolonialverwaltungen Leihgaben aus dem Besitze der National-Galerie fortlaufend zur Ausstellung gelangen.



Überall ist Frühling

Scherl's Bilderdienst

Peter Jübes Frühlingfahrt

Peter Jube hatte wieder einmal seine berühmten Kämpfe durchzulassen, nämlich die zwischen Herz und Verstand. Sein Herz pochte energisch und sprach: „Ich will Frühling sehen, will Sonnenschein, blauen Himmel, grüne Felder.“ — „Ja, ha, ha“, lachte der Verstand, „auch dir doch den Geliebten an und den leeren Magen, der gefüllt sein möchte. Nein, mein liebes Herz, laß deine Frühlingsehrgeiz nicht zerflattern.“ Aber die Stimme des Herzens war meistens mächtiger als die der Vernunft, und so ergriff auch Peter Jube diesmal wieder den Rücken. „Es wird schon gehen“, lachte er sorglos, „beim vielen Schauen vergißt man das Essen, und vielleicht winkt irgendwo das Glück.“

Das Häusermeer verschwand, Felder blühten auf, Buchenwälder, die ihr Grün wie eine große Symphonie der Freude trugen, ein Himmel war so weit, daß man glaubte, in ihn hineinrennen zu können, wenn man nur die Zeit gehabt hätte. Kleine winzige Täler zeigten sich, in die die Kleinbahn hineinschaute. An jeder Biegung war eine Tafel und darauf stand: „Läden“ und dann himmelte die kleine Bahn los, als gelte es, noch einmal den Frühling wachzurufen. Schlimm aber wurde es, wenn sich eine Kuh auf den Kleinbahngleisen verirrt hatte, dann schrie die Lokomotive hysterisch auf, so daß es noch lange durch die Täler gellte. Peter Jube schau vorüber mit. Er hatte sich auf die Plattform des kleinen Wagens gesetzt und streckte von Zeit zu Zeit Kopf und Hände heraus, um den Wind zu fühlen, der wie seidene Fächer war. Mit langanhaltendem Gesächsende die Fahrt. Schon war Peter Jube draußen und schwenkte eifrig seinen Rücken. Der Tritt hallte auf dem holprigen Pflaster der Kleinbahn wieder. Kleine Bauernwagen kamen ihm entgegen, Autos vom Land, vereinzelt sogar ein Auto, und alles war froh-gestimmt, denn überall winkte der Frühling. Jedes Gärthen hatte einen bunten frohen Kranz von Primeln, Mäuerchen, Tausend-schönden und Narzissen. Darüber standen die Obstbäume und ihre winzigen zartrosa oder weißen Blüten griffen wie hungrige Kinder nach dem Licht. Die Schorn-schne der Häuser sahen aus, als hätte sich der Himmel um sie gelegt, so fest vom Blau waren sie umschlossen.

Peter Jube piffte froh vor sich hin, und manch lachender und ermunternder Blick traf ihn. Er schritt selbst wie der Frühling mit federnden Schritten und blühenden Augen in all die Pracht hinein. Bald lag das Städtchen hinter ihm, und nur der alte Turm der Stadtmauer grüßte feierlich über, trotzdem die vor ihm stehenden Birken sich bemühten, ihm ein wenig von seiner Ehrwürdigkeit zu nehmen. Die Gasse wurde von wehenden Birken ein-

gerahmt, die in ihren zartesten Farben blühten. Das Grün der Saatefelder wollte noch leuchtender sein und setzte seinen Ehrgeiz daran, sich recht weit schon beugen zu können, damit sich die Sonne auf den Halmen spiegeln konnte und es noch blüender ausfiel. „Ich hab' euch alle lieb“, sang Peter Jube in die Birken und über die Saatefelder, „ich hab' euch alle lieb“, rief er auch zu den Vögeln, die sich wie Strahlenbündel in die Saatefelder fallen ließen.

Bald lodte ein kleiner Feldweg. Die ausgetretenen Spuren sahen durch die Schatten wie schwarze Geleise aus. Peter Jube strich mit seinem Fuß über die Erde und verlor die Spuren des Bodens gleich-zumachen. „Ihr sollt auch Sonne haben“, lachte er. Aber bald dauerte es ihn zu lange, und er lief weiter zu dem Bach, der sich in einigen Windungen durch die Weiden zog. Gerade da, wo die Sonne wohl selbst niedergefallen war, nahm Peter Jube seinen Platz. Schwupps flog der Windstark in großem Bogen herunter. „Ob“, sagte Peter Jube zu dem kleinen Himmelschiffchen, auf das er sich beinahe gesetzt hatte, und strich es mit seiner großen Hand wieder gerade. Aber er konnte es nicht verhindern. „Aber es ist ihm gar nicht weh.“ „Sie sind im Überdruß geflohen“, sagte das Herz, und er fand es gar nicht traurig.

Mit zusammengekniffenen Augen starrte er über alles Nüchtern, und es war dann, je länger er so schaute, als wäre die Erde eine große Palette mit immer wieder anderen Farbklecksen. „Herrgott, dieser Walter möchte

ich sein, der diese Palette so hübsch malt“, seufzte Peter Jube, dann reckte er sich und ließ sich in das Grün der Weide sinken. Peter Jube hatte die Arme zum Schlaf unter dem Kopf verschränkt und sagte mit leisem Räuseln: „Dich liebe ich auch“, und schlief dann ein.

Als er aufwachte, hatte er in seiner Hand ein Himmelschiffchen. „Das lob ich mir“, rief er voll Übermut, steckte sich das kleine Himmelschiffchen an und wanderte weiter.

Lauter rote leuchtende Ziegelbächer zeigte das kleine Dorf. Nur die Kirche wußte, daß zu ihr kein übermütiges Strahlen paßte, und hatte ihre Schindeln mit grünem Moos überzogen, die ihre Ehrwürdigkeit auch jetzt noch unterstrichen. Ein frohes Lied singend, zog Peter Jube in das Dorf ein. Verwundert stand ein Bauern-mädchen am Gartenzaun und blickte voll verflörter Zärtlichkeit auf Peter Jube, weil er so lebensfroh ausfiel. „Da“, sagte Peter

Jube lachend und brühte ihr das Himmelschiffchen in die Hand. „Da“, das hat mir der Frühling selbst gegeben.“ Das Mädchen wurde rot und rannte mit dem Himmelschiffchen fort. Aber an der Ecke des Hauses blickte es noch einmal blühschnell zurück, und ein Lachen grüßte Peter Jube.

In den nächsten Bauernhof führten Peter Jubes Schritte. Ein „Grüß Gott“ klang auf und „Habt ihr Arbeit für mich für ein Stück Brot?“ Arbeit gab es nicht, aber Brot hat Peter Jube bekommen, und mit blühenden Augen ging es weiter auf die Frühlingssahrt.

Die fernen Berge wurden blauer, und die Sonne ging wie ein Choral unter. Peter Jube war still geworden, er hatte sich so viel gefreut, daß sein Herz müde war von all dem Sehen. „Morgen“, sagte das Herz, „und übermorgen und immer wieder bis zum nächsten Frühling werde ich glücklich sein, wenn ich an diese Fahrt denke, bis, ja, bis wieder ein neuer Frühling leuchtet.“

Tragödie im Nymphenteich und glückliches Ende.

Von Frank F. Braun

Der Nymphenteich liegt an einem Walbrand. Ringsum sind seine Ufer von hohem Schilf bewachsen; nur in der Bucht, wo der „Fischer am See“ sein Gasthaus hat, liegen ein paar Ruderboote im offenen Wasser. Man kann sie mieten und mit ihnen auf den Teich, der wirklich eher ein See ist, hinausfahren. Bis vor kurzem konnte man dort Karl den Kühnen kennen-lernen, den Gänserich, Familienvater und achtunggebietenden braunen Herrn von der Familie der Wildgänse. Bis vor einigen Tagen mußte man ihm begegnen. Er fiel mit Entschlossenheit jedes Boot an und ließ sich Semmelbroden in das Wasser werfen, die er schmaçkend fraß. Die Einfahrt in den schmalen Kanal zwischen dem Schilf, wo das Weibchen brütete, erlaubte er aber auch dann nicht. Nachte man ernsthafte Anstalten, ging er zum Angriff vor, und es ist nicht unwahrscheinlich, was ein erstarrtes junges Paar berichtete, daß ihnen Karl der Kühne in das Boot gestiegen, geflohen sei und sie sich nur durch schleunige Rückfahrt seinem Angriff hatten entziehen können.

Nun ist das vorbei. Karl der Kühne, Schreden und Liebling aller Besucher des Nymphenteiches, wilder, stolzer und stattlicher Gänserich, ist nicht mehr. Richard der Zahme hat ihn getötet nach einem erbittertem Kampf, der viele Stunden dauerte und im äußeren Anlaß um ein altes Brötchen entstand, wahrscheinlich aber tiefer, im Instinkt der Abneigung gelegene Gründe hatte. Richard der Zahme, der weiße Schwan, den der Fischer am See in diesem Frühjahr auf dem Teich ausgelegt hat.

Niemand hat je erfahren, ob eine Liebes-geheime das Vorpiel gewesen ist. Man hat Richard häufig mit der Frau Graugans zusammen gesehen. Aber sie war wild, er war zahm und beide von anderer Art. Wenn Karl der Kühne sich rauschend ins Wasser fallen ließ, war seine Frau sofort bei ihm, und Richard zog mit schiefem Hals ab. Es gab keine Streitigkeiten zwischen den Männern; sie bißten sich, wenn sie sich begegneten, und schrien sich mit schrillen Stimmen an. Aber Karl der Kühne baute ohne Sorge mit seiner Frau das Nest, und sie legte jedes Eier, denn sie war noch jung, und es war ihre erste Brut. Sie blieb auf dem Nest sitzen. War sie wirklich einmal unterwegs, hatte sie sich um Nahrung zu kümmern. Jedenfalls kam sie nicht mehr nach vorn in die Bucht, wo Richard, der Schwan, unruhiger werdend von Tag zu Tag, das Wasser durchgeleiste. Glaubt man, daß der braune Feind, dieser Freche mit der gelbbraunen Brust und den schwarzen Flecken, der genau so ausfiel, wie die Angebetete selber und nur eine frechere, hellere Stimme hatte, während sie im launischen Alt schnatterte, glaubte er, der Gänserich halte die Erwartete gefangen? Kargerte er sich wirklich über die halbe Semmel, die

ihm Karl der Kühne vor dem Schmaçel wegnahmte? Als der Kampf begann, sah er wie eine übliche Kauferei aus. Als er zu Ende ging, war Richards blendende Weiße mit roten Flecken durchsetzt, und der Gänserich glich einer gerupften Hausgans. Er entkam noch lebend, verendete aber im Schilf. Es war der Tag, an dem die Jungen ausgeschlüpft waren, und am Nachmittag erschien die Mutter mit ihren sechs Gefährtinnen am Schilstrand.

Sie sah sich nach Karl dem Kühnen um und rief ihn. Er sollte ihr helfen, die Jungen zu bewachen, die ihr immer davonschwammen. Aber Karl der Kühne kam nicht. Nie mehr kam er.

Ihre Ruße hatten einen anderen, für sie bösen Erfolg. Am Walbrand nistete der graue Feind und äugte mit scharfen, gelben Lichtern in das Land und über den See. Er hörte die Ruße, er sah die sechs jungen Federbälle, und er erhob sich von dem Ast, auf dem er reglos gesessen hatte. Der Hühnerhabicht segelte über dem See. Wie eine kleine weißschwarze gepunktete Wolke schimmerte seine Brust. Die Fänge hatte er eingezogen. Man erkannte nur die zart-gelben Füße.

Einen Tag ließ er der Graugans noch Zeit. Er fand im Schilf den verendeten Gänserich und schleppte ihn, den nicht kleineren, in das Nest. Das Stöcherweibchen und die drei Jungen fielen sofort mit scharf-badigen Schnäbeln über die Beute her; Sie reichte nicht lange.

Die Graugans hatte den Feind gesichtet: Sie rief die Jungen zusammen und suchte sie mit ihren Flügeln zu decken. Kampfmutig erwartete sie den Habicht. Aber der Stöcher liebt das Wasser nicht. Er schlägt lieber Tauben, Rebhühner und gefiedertes Vögel auf dem Lande. Er wartete. Wie eine drohende Schattenhand kletterte er über dem Teich. Und dann hatte er die Gelegenheit abgepaßt. Eines der Jungen war der Obhut der Mutter entschlüpft und zurück-geblieben. Etwas Dunkles fiel blitzartig aus der Luft. Wasser spritzte auf, von einem Flügel Schlag hochgeworfen, dann war alles wieder ruhig. Der Stöcher flog mit seiner Beute zum Horf.

Die Graugans, verzweifelt — schon wieder waren die Jungen unterwegs — wagte sich näher und näher in die offene Bucht. Plötzlich wurde sie von Richard dem Zahmen bemerkt. Er kam, beschämt, aber immer stolz noch und schön, heran-gebrannt. Sie umkreiste sich. Er hielt zuckende Fänge aus. Sie antwortete in Woll mit idemendem Alt. Dann schwamm er voraus. Als erster, wie wenn er vorfahren wollte, dies sei die neue Behausung, erkletterte die Treppe zu dem Nest, das ihm der Fischer am See mitten in der Bucht gelegt hatte. Es war eine schwimmende, verankerte Kiste, schön grün getrichen. Das Nest selbst war aus Stroh und Schilf. Es war nicht schlechter als das der Graugans. Aber wahrscheinlich entschied nicht solche Erwägung den Fall. Sie brauchte einen Beschützer. Richard der Zahme war groß und stattlich; Er versprach, der geeignete Hüter für ihre Jungen zu sein. Sie zog zu ihm. Die fünf Jungen waren sofort einverstanden. Sie freunden sich mit den Menschen an, fraßen Brot, Küchenabfälle und Gemüsereste. Sie wuchsen.

Einmal noch kam der Stöcher. Er schwebte lange Zeit in herrlicher Silhouette über dem so offen daliegenden Nest. Aber sei es, daß die Anwesenheit des großen weißen Vogels ihn verdeckte, sei es, daß die Nähe der Menschen für die fünf Gefährtinnen der eigentliche Schutz war: er ließ nicht herab.

Karl der Kühne ist tot. Aber wenn es eine Sühne gibt, die ihren Sinn erfüllt, zeigt Richard der Zahme sie auf indem er für die Verwaisten sorgt und sie schützt. — Alle Besucher des Fischers am See kennen die Geschichte Richards und seiner ungleichen Gefährtin. Man findet allgemein, daß Richard sich vorbildlich benimmt.

Hausspruch.

Dies ist mein Haus,
Der Frohsinn schaut draus.
Was ist denn darin?
Was Liebes ist drin.
Ihr bösen Geister, lobet den Herrn!
Mit Krankheit bleibt fern.
Alle guten Gaben,
Besuch will ich haben.
Der Frauen Schmunzeln, der Männer Witz
Macht die Seele rund und die Zunge spitz.
Ihr lieben Leute, worum ich litt,
Bringt eure Kinder mit.

Ich kann sie erwarten,
Ich hab' einen Garten.
Ach, heiliger Sebastian im Himmel, mein!
Könnt ihr denn nicht schreien?
Jodidel, jodudel, so laut, als es gellt,
So lang, als es hält.
's gibt wichtige Leute im Lande genug.
Sie dünken sich weise und sind noch klug.
Bedient denn, o Gott,
Mich niemand mit Spott?
Nichts tut der Leber so wohl und lieb
Wie ein geschliffner Schnabellieb.

Karl Spitteler.



Bandit im Süden

Abenteuerroman von Edwin Demel

(16. Fortsetzung.)

Mice tastete sich hastenden Schrittes vorwärts. Sie wußte nicht genau, was sie tun sollte. Ihr Bestreben ging dahin, dieser Höhle zu entkommen. Wie sich das bewerkstelligen ließ, war freilich schwer zu sagen. Sie zweifelte nicht daran, daß Johnston und Jim umgekommen seien, und nahm alle Kraft zusammen, ein Gefühl würgender Hoffnungslosigkeit zu unterdrücken. Sie sagte sich, es würde unmöglich sein, aus dem bewachten Dorfe zu entkommen, und sie verstand, was ihr drohte, wenn sie in die Hände dieser Teufel fiel, deren Interesse es fordernte, alle Jungen des Verbrechens zu beseitigen. Sie war jedoch entschlossen, ihr Leben so teuer wie möglich zu verkaufen. Der Lärm, der mittlerweile allenthalben anhub, schüchterte sie in keiner Weise ein. Sie lief weiter, ohne eine bestimmte Richtung einzuhalten, und wich allen Dingen aus, auf denen sich Menschen bemerkbar machten.

Wie es kam, wußte sie nicht zu sagen, aber plötzlich sprangen sie ein halbes Dutzend Bastardhunde an und veranfaßten ein wildes Vellonzert. Und gleich darauf sah sie sich von suchenden Kriegern entdeckt. Speerspitzen funkelten im Sternenschein. Schlanke Gestalten huschten heran und suchten sie zu umzingeln. Von panischem Schrecken ergriffen, stürzte sie davon und feuerte zweimal auf die Hunde, die mit feigem Aufschreien auseinanderstoben. Der leuchtende Atem der Verfolger drang an ihr Ohr. In dem Bestreben, sich ihnen zu entziehen, rannte sie ohne Überlegung in die nächste Hütte, die nicht auf Pfählen stand und auch einen höheren Eingang hatte wie die übrigen. Sie konnte nicht wissen, daß dies das Arsenal der Mambufuschi war. Waffen und Munition sind bekanntlich Dinge, die selbst vor den Termitten und Ratten sicher sind.

Mice fühlte sich einen Augenblick sicher, denn die wilde Jagd lobte vorüber. Man hatte nicht bemerkt, daß sie in die Hütte floh. Sie fand Zeit, sich umzusehen.

Das Innere der Hütte war erleuchtet. Einige Krieger hatten ihr in Vorbereitung des Überfalles Waffen entnommen und das Ölflämmchen brennen lassen. Rings an den Wänden hingen Bündel von Speeren, Pfeilen, Ästen und Kerzen, den Wurzeln der Mambufuschi. An Holzleisten gelehnt träumten lange Reihen von Vorderladern vor sich hin, denn der Besitz moderner Gewehre ist den Schwarzen strengstens untersagt. Wenn sie welche besitzen, so haben sie sie nicht in den offenen Arsenalen, sondern verstecken sie sorgsam. In der Mitte der Hütte standen einige Krieger, die mit einer schwarzen, kornigen Masse — Pulver! Mice erschraf nicht bei diesem Anblick, sie fühlte sich vielmehr erleichtert.

Mice beabsichtigte, die Lampe auszulöschen, weil sie dadurch die Gefahr der Entdeckung herabzumindern hoffte. Sie kam jedoch nicht dazu. Die Hunde hatten ihre Spur aufgefunden und ein Rudel blutiger Krieger herbeigeführt. Die den Eingang verhüllende Matte wurde von kräftigen Fäusten herabgerissen und ein Dutzend blühender Teufel drängte sich herein. Es war ein Augenblick, der starke Nerven erforderte.

Mice trat dicht an die Pulverbehälter heran und hob die Pistole, vor der die Vordersten sich zurückzogen, taumelten sie doch die verheerende Wirkung einer solchen Waffe aus eigener Erfahrung. Die Hintermänner dagegen hoben die Speere.

„Spricht jemand von euch englisch?“ fragte das Mädchen furchtlos.

„O ja, weiße Mammy“, grinselte einer der Krieger, der kaum drei Schritte von ihr entfernt war. „Fast alle sprechen wir es — waren in den Missionsschulen.“

„Dann schämt euch, eine weiße Lady zu belästigen.“ Ein tolles Gelächter antwortete.

„Nichts zu machen“, brüllte einer von hinten. „Weiße Mammy muß mit Krieger in die Hütte. Weißt du, zwei — drei Tage. — Dann tot!“

Mice unterdrückte eine Anwandlung von Schwäche. Sie richtete den Lauf der Pistole auf den nächsten offenen Pulverbehälter und sah mit Erleichterung, wie die Satansfragen da vor ihr panische Bestürzung verrieten. „Wenn sich einer an mich heranwagt, schieße ich in das Pulver“, erklärte sie kalt. „Ihr wißt, was das bedeutet. Ihr flüchtet alle in die Luft.“

Die Folge dieser Worte war, daß der größte Teil der Eindringlinge mit assenartiger Lebendigkeit ins Freie entwich. Nur drei der mutigsten Krieger blieben.

„Weiße Mammy dann auch tot“, gab einer zu bedenken.

„Was schadet das? Von euch werden viele sterben, ihr schwarzen Hunde.“

Sie setzte sich auf den Rand des Pulverfasses und behielt die Mambufuschi im Auge, die sich ringsum auf ihre Fersen niederließen. Und auch außerhalb der Hütte bildete sich ein Kreis lauender Krieger. Sie warteten darauf, bis die weiße Mammy erschöpft und eine leichte Beute sein würde.

Mice erkannte die Gefahr, in der sie schwebte. Sie wußte, es galt wach zu bleiben, koste es was es wolle. Der Augenblick, in dem sie die Augen schloß, würde auch ihr letzter sein. Und sie sah da, beobachtete die breiten, schwarzen Gesichter und kämpfte mit der Müdigkeit. Aus blauen Knopfaugen sahen drei Nigger auf sie und flüsterten in der Vorfreude künftiger Genüsse schneeweiße Besisse. Es wäre leicht gewesen, diese Kerle wegzuputzen, hätte sie sich nicht fragen müssen, wie zwecklos solches Handeln eigentlich war. Saßen doch draußen im Ring

noch viele andere, die nicht zögern würden, zehnfache Rache zu nehmen, sobald ihre Zeit kam. Dem Mädchen wurden die Lider schwer. Trommeln dröhnten geheimnisvoll schaurige Weisen ins Weite. —

In dieser Nacht zog Captain Brown mit einem Streifkommando der berittenen südafrikanischen Polizei durch die Caroo. Er war angewiesen, die Mambufuschi in der Nacht zu beobachten und noch andere Dinge zu verrichten. Und weil die Nacht sehr ruhig, die Luft außergewöhnlich klar war, hörte er das Trommeln, das wie fernes Geschützfeuer durch die Wildnis rollte. Als erfahrener Mann zweifelte er keinen Augenblick daran, daß dieser Lärm etwas Außergewöhnliches bedeutete. Er wandte sich an einen breitschultrigen Sänen, der zwei Schritte hinter ihm war und das Kumpfschiff fertiggebracht, im Reiten zu schlafen.

„Hallo, See!“ rief er.

„Ja, Captain?“ erwiderte der aus seinen Träumen Geschreckte.

„Hören Sie den Spektakel?“

„Gewiß, Sir.“

„Was soll das bedeuten?“

„Wissen Sie so gut wie ich, Captain. Trommeln, verdammt Niggertrommeln.“

„Sie sind doch Spezialist in solchen Dingen, nicht?“

„Man sagt so.“

„Es heißt, man verführe das Gepauke überall dort, wo Nigger wohnen.“

„Ganz recht, Sir.“

„Was also bedeutet es?“

„See lauschte. Er lauschte lange und sein Gesicht nahm einen besorgten Ausdruck an.“

„Wenn ich nicht irre, eine Teufelstanz Ring Andaras. Es ist da die Rede von einer weißen Frau, man versteht es nicht so genau. Es ist doch weit weg.“

Ein Befehl. Schlaftrunkene Körper streckten sich. Ein Trompetensignal. Und dann der Galoppesdall von zweihundert Pferdehufen auf nassem Gestein. —

Der Morgen kam fast ohne Übergang und erhellte durch einige Lüden im Dach das traurige Innere der Hütte. Johnston freute sich, erhoffte er doch die Entscheidung von diesem Tage. Er hatte genug von seiner Banditenfabrik ins blaue Nichts hinein, mochte die Sache so oder so enden.

Mit Erleichterung begrüßte er den Eintritt zweier Bekannter, obgleich er deren Gefährte mehr haßte als den Tod. Ring Andaras Mund zog sich behaglich lächelnd in die Breite, und John Armisteads verschwommenes Gesicht glänzte rot vor Haß und Triumph.

„Hallo!“ rief Armistead, „ausgeschlafen, Mr. Johnston?“

„Guten Morgen, Sir“, grunzte Andara.

Johnston bemühte sich, gleichgültig auszu sehen, obwohl ihm das Herz bis zum Hals klopfte.

„Sicher schief ich nicht so gut, wie ihr beide“, antwortete er.

„Kann ich mir denken“, lautete die zufriedene Feststellung Armisteads, der dicht vor dem Gefangenen stehen blieb und den Fuß hob, um ihm einen Tritt zu versetzen. Aber Andara hinderte ihn daran, indem er ihn zurückzog.

„Wozu treten?“ zürnte er. „Dieser Mann ist so gut wie tot. Er wird viele Qualen erdulden, ehe er stirbt, und ich will nicht, daß Sie ihm Verletzungen beibringen. Er ist unser Gefangener — nicht der Ihre. Werfen Sie sich das.“

Armistead antwortete nicht, aber seine Augen verrieten alles andere als Jeneigung bei dem Bild, den er seinem schwarzen Verbündeten gönnte. Hierauf nahmen sie auf einer leeren Petroleumkiste Platz. Johnston betrachtete schweigend seine Feinde und wartete. Er wußte, daß ihm eine unangenehme Stunde bevorstand. Und er tauchte sich nicht, denn Armistead war es, der das Gespräch einleitete.

„Sie wundern sich wohl, uns hier zu sehen?“

„Nein. Warum sollte ich das?“

„Run, Sie wurden gefangen und können nach dem gestrigen Vorfall auf Schonung nicht mehr rechnen.“

„Ich verteidigte in Notwehr die Habe einer Dame gegen Räuber.“

„Ganz recht. Und da Sie zuviel wissen, müssen Sie fort von dieser Erde.“

„Sind Sie gekommen, um mir das zu sagen?“

„Eigentlich nicht. Ich nehme nämlich an, daß Sie selbst klug genug sind, zu wissen, was Ihnen droht.“

„Ich weiß es nicht.“

„Sie haben mehrere Krieger getötet oder verwundet und werden den Angehörigen der Opfer übergeben werden. Man wird nicht sehr sanft mit Ihnen umspringen.“

„Sie vergessen die Polizei. Man wird Rechenschaft fordern.“

„Das glaube ich nicht“, lachte Armistead höhnisch. „Ich denke mir, Sie haben selbst die Polizei zu fürchten, nach dem zu schließen, was ich erlaube. Und wenn schon nicht: die Polizei wird nie etwas erfahren. Die Caroo ist groß — man kann spurlos verschwinden.“

„Derlei Dinge kommen immer heraus, und ich habe wohl nicht nötig, Andara daran zu erinnern, daß mancher schwarze Ring um geringerer Dinge willen gefängt wurde.“

Andara zog das Gesicht in zornige Falten und wackelte aufgeregt mit dem Kopf.

„Die Polizei war erst vor kurzem bei mir und wird nicht so schnell zurückkehren.“

„Das wird sie schon — sobald man Miß Mice vermisst.“

„Schluß!“ entschied Armistead. „Nichts kann Sie retten. Aber ich will Ihnen sagen, warum Sie überfallen wurden.“

„Wozu das?“ fragte Johnston milde. „Ich will es nicht wissen.“

„Oh, doch! Sind Sie nicht neugierig, was mit Mice geschieht?“

Armistead flarrte dem Gefangenen mit brennendem Interesse ins Gesicht und stellte den darin zum Ausdruck kommenden tobenenden Seelenkampf mit Befriedigung fest.

„Sie werden es nicht wagen, ihr etwas zu tun.“

„Wer sollte uns daran hindern?“

„Sie ist ein Mädchen — ein weißes Mädchen! Bedenken Sie das, Armistead.“

„Es wird ihr nicht mehr geschehen, als daß ich sie zu meiner Geliebten mache und dann irgendwo beiräte — Ihr Vater hat nämlich Geld und sie ist die einzige Tochter.“

„Sie wird darauf nicht eingehen.“

„Das soll ihr wenig helfen. Es kann mich nur freuen, den Widerstand eines Mädchens, das mich haßt, zu brechen.“

„Schurke! Sie gehören zum Abschamm der weißen Rasse.“

„Freut mich, zu hören“, quittierte Armistead mit einer höhnischen Verbeugung. „Beeinflussen kann es mich nicht. Vielleicht interessiert es Sie, wenn ich Ihnen sage, daß ich Andara für seine Weisheit zu diesem erzwungenen Verlobungs- und Hochzeitsfest fünfhundert Hinterlader und tausend Stiefel Vieh verpfand.“

Frederick Johnston knirschte mit den Zähnen und schwieg. Es war zwecklos, noch ein Wort zu verlieren. Der Bursche wußte, was er wollte, und es gab kein Mittel, ihn davon abzuhalten. Johnston wünschte sich nichts mehr als einen schnellen Tod, um diesem verdammten Dasein zu entkommen. Wie war ihm die Welt so trostlos und grau vorgekommen als jetzt, da er Armisteads böshafte Mücke auf sich gerichtet fühlte und sah, wie Andaras Niggerfrage sich zu einem grausamen Lächeln verzog.

„Ja“, sagte der Ring, „ein kleines Geschäft. Viel Vieh, viele Gewehre.“

„Und zum Schluß der Strid“, konnte sich Johnston nicht enthalten, zu antworten.

23.

Als sich Ring Andara und John Armistead der Arsenalhütte näherten, lagerten Männer und Hunde im Rudel rings um dieselbe herum. Lisko, der hier den Oberbefehl führte, trat ihnen entgegen.

„Run?“ fragte Andara neugierig.

„Nicht Neues. Sie hält sich mit Anstrengung munter, aber es kann nicht mehr lange dauern. Nur die große Angst, die sie empfindet, hält sie wach.“

„Sehr gut! Gehen wir also zu ihr.“

Mice hatte wirklich alle Mühe, dem Schlaf zu widerstehen. Aber lange ging das nicht mehr. Sie dachte allen Ernstes daran, ein Ende zu machen, indem sie die Pistole kurzerhand in das Pulver abfeuerte. Eine entfernte Hoffnung auf irgendein unwahrscheinliches Ereignis hielt sie davon ab. Aber sie war zum Ausruhen entschlossen, falls nicht binnen kurzem ein gütiges Geschick eingriff und sie befreite.

Sie erschraf, als der fettleibige Ring, den Kerrh in der Hand wiegend, mit John Armistead eintrat. Jims Verdacht bestätigte sich. Freilich widerstrebte es ihr, dem Manne, der so lange ihres Vaters Vertrauen besessen, jede Schlechtigkeit zuzutrauen.

„Wie kommen Sie in die Gesellschaft dieses verräterischen Schwarzen?“ rief sie Armistead entgegen, der eine zerknirschene Miene annahm und mit einer tiefen Verbeugung nähertrat.

„Sie fragen verkehrt, Miß, nicht ich war es, der in die Gesellschaft dieses Mannes aufgenommen zu werden wünschte. Bei meinem Versuche, nach Azila zu gelangen, ließ ich ihm in die Finger. Er hielt mich fest und ich war Zeuge des Überfalls, ohne helfen zu können.“

Mice war zu erregt, seinen Worten zu misstrauen.

„Was geschah mit Mr. Johnston?“ fragte sie hastig.

„Mr. Johnston?“ Armistead schüttelte traurig den Kopf. „Ich war dabei, als man ihn beerdigte. Er fiel heute nacht — traurig — sehr traurig.“

Mit eifersüchtigem Groll beobachtete er, wie Mice unter den Einwirkungen dieses Schlags zurückfiel. Er wollte ihr beibringen, sah sich aber mit schnell erwachter Energie abgewiesen.

„Bleiben Sie, wo Sie sind“, rief das Mädchen. „Die Schwarzen wollen mir zu Leibe und ich kann sie nur durch die Drohung, mich in die Luft zu sprengen, von mir abhalten.“

(Fortsetzung folgt.)

Unpolitische Chronik

Neu, 19. Mai 1935

Gewinnsummonierung für Wildgans und Weibchen.

Da wir nun endgültig die Eisheiligen hinter uns haben, so werden wohl alsbald unsere Eisbeine zu schmelzen beginnen; es ist Zeit, und wenn wir dann soweit sind, daß wir nun richtig sommerlich unsere üblichen Spaziergänge antreten können, ohne befürchten zu müssen, daß wir uns dabei den 99. Schnupfen dieses Frühjahres zuziehen könnten, dann werden wir auch hoffentlich soweit sein, daß ganz Neuf einmal bei den neuen „Mitbürgern“ im Wildpark gewesen ist. Er ist jetzt eröffnet. Und die Gebrauchsanweisung haben wir nun auch beigebracht bekommen; von den Verhaltensmaßregeln ist diese am wichtigsten, daß wir den Hirschen keine Butterbrote und keine Süßigkeiten geben sollen; auch das Radfahren scheinen Hirsche nicht vertragen zu können, denn das Mitbringen von Fahrrädern in den Wildpark ist verboten. Wenn wir uns im Neuen Wildpark danebenbewegen, oder wenn die Hirsche Lust bekunden, uns ein bißchen zu pöken, dann können wir uns wegen der eventuell gerissenen Hosen nicht an die Stadtverwaltung wegen Schadenersatzes wenden; denn die Stadtverwaltung lehnt jede Haftung ab.

Natürlich werden wir uns das alle merken, und wir werden unsere Butterbrote also besser selbst essen, obwohl wir uns gerne vorstellen, daß ein richtiges Krautbrot auch einem Hirsch („dama vulgaris“) schmecken würde, wenn er es nur vertragen könnte. Und unsere „Nachtbäume“ und „Nachtbäume“ wollen wir ihnen auch nicht vorsehen. Die Nachbarn werden schon wissen, was einem Hirsch bekommt, und wir wollen uns deswegen allen Anordnungen fügen. Was Hirsche eigentlich gegen Fahrräder haben, weiß ich nicht. Aber auch diese Vorschrift werden wir restlos befolgen; dem Chronisten fällt das umso leichter, da er immer noch keine hat, obwohl er solchen Wunsch schon so lange hegt.

Um 8 Uhr abends sollen wir dann — laut Vorschrift — den Wildpark wieder verlassen haben; Hirsche scheinen früh zu Bett zu gehen, ein Beweis für die natürliche Unverdorbenheit dieser Geschöpfe; etwaige Liebespaare werden diese Vorschrift sommers sehr befolgen. Denn es wäre fraglos eine gewaltige Verwilderung abendlicher Stille, wenn etwa im Mondenschein plötzlich ein Hirsch hinter von einem einsamen Liebespaar besetzten Baum aufschaute, große Augenringe machte und einmal kräftig röhre; so: wö — öh — öh — wö!

Sie würde dann zu Tode erschrecken, würde vielleicht ausrufen „huch — Heinrich, Geliebter, rette mich!“ anschließend vorschriftsmäßig in Ohnmacht gefallen würde dann Marcellowiese von ihrem Hügel, von ihrem Retter außerhalb der Gefährzone befördert werden, und niemand würde mehr zweifeln, daß solche tapfere Tat des Eheringes würdig und wert wäre.

Ausgeschweifene Phantasie, die sich hier an den Wildpark heranmacht, nicht wahr? Aber seien wir wieder ernst: benehmen wir uns würdig im Neuenberger Busch, und reizen wir die Hirsche nicht unnötig zum Joch. Wie man sich allem Getier gegenüber ja überhaupt anständig und geistig benehmen soll. Den Mailäfer nehmen wir dieses Jahr von dieser Behandlung aus; denn ihm haben der Bauer und auch der Forstmann in diesem Jahre den Krieg angelagt. Bei Wilhelm Busch macht sich der Dinkel Fritz die Sache ja ziemlich einfach, wenn es dorten heißt „Dinkel Fritz in seiner Not, haut und trampelt alles tot!“ In diesem Jahre wird das nicht so einfach gehen. Denn man hat ganze Schwärme von „Mailäfer“ festgestellt, unzählige Exemplare knabbern an unseren Bäumen und im Felde herum, und das von zärtlicher Poesie umwobene braune Krabbeltier ist eine Art von Todfeind für uns geworden. Da und dort sind sogar ganze Schulen angelegt worden; zum Mailäferkrieg hat man einen Generalsplan herausgegeben, aus dem zu erkennen ist, daß die Bestien am besten morgens zwischen 4 und 9 Uhr zu schnappen sind, wenn man sie um diese Zeit von den Bäumen herunterhakt, auf denen sie die Nacht frierend verbringen. Wir Zivilisten, die wir geradezu von Unkenntnis forstlicher und ländlicher Sorgen strotzen, können allerdings nicht ohne Weiteres zornig auf die püßigen Viecher sein, weil wir eben „Romantiker“ sind; erst wenn wir uns die Genesis des Mailäfers betrachten, dann reihen wir uns in die Front der Kämpfer gegen den braunen Geißel ein: denn dann wissen wir, daß das Mailäferweibchen, laut Brehm, verpflichtet ist, 60 Eier zu legen, und daß schon die Engerlinge dem Bauern sehr viel Schaden antun, und daß er heilfroh ist, wenn die Hühner oder sonstige Restanten auf Mailäferbraten durch die Aderfurchen stolzen und dort ausgiebig Engerlinge fräßt. Zwei Jahre mäht sich der Engerling von den Wurzelspitzen und nach drei oder vier Jahren ist er dann Mailäfer, um entweder bedacht oder verfolgt zu werden. Schild, Mailäfer zu sein.

Der öffentliche Lindhof.

Man muß wissen, daß auch der Rundfunk in Amerika nicht in der Hand des Staates, sondern in Privathand ist. Die Folge davon ist, daß man sich beim amerikanischen Rundfunk den Kopf noch viel mehr zerbricht, wie man dem Rundfunkfreund die Längeweile verkürzen soll, zumal es nicht nur eine Sendegesell-

schaft gibt, sondern eine ganze Menge. Es gibt sogar große Firmen, Kaufhäuser, Warenfabriken usw., die den ganzen Tag über ein eigenes Programm senden, und auf diese Art ihre Kunden und Nichtkunden nicht nur unterhalten, sondern ihnen natürlich auch zwischen durch einige Weisheiten bezüglich ihrer Fabrikate oder Waren beibringen. Denn das ist ja eigentlich der Zweck der Werbung.

„Love hour“ — „Liebesstunde“ heißt die neueste Einrichtung des Rundfunks in USA; dann schwingt sich ein sicher sehr gut honorierter Singsänger an das Mikrophon und lispelt allerlei Schmeicheleien in den Äther, die den einsamen und Verlassenen gelten sollen, die sonst mit etwas nichts zu tun haben. Die „Love hour“ ist gedacht für verlassene Bräute, unverheiratete Frauen, neugierige Vadsche und Stiefkinder des Glücks — so heißt es im „Prospekt“ — die auch einmal gerne ein Rendezvous haben möchten und die bekannten „Nächtlichen Worte“ hören möchten, die ihnen in natura „verjagt“ sind.

Besonders geschmackvoll ist die Erneuerung wahrhaftig nicht, meinen wir, und man muß sich den „öffentlichen Liebesstunde“ am besten einfach als die andere Seite des öffentlichen Anklägers vorstellen, um seinen Verstand richtig zu fassen: er muß Schmeicheleien sagen, Freundlichkeiten in den Äther senden, Richtung und Ziel umfassen. Und wenn ganze Völkerstämme in Amerika bezüglich des weiblichen Teiles in den öffentlichen Liebesstunde verliebt sind, ... diesen Quatsch kann man gar nicht bis zu Ende denken.

Einmal mal, waschen Gießeln.

Der Bäcker eines kleinen Dorfes in der Nähe von N. hatte Klage erhoben gegen den Milchhändler, der ihm, wie er durch Nachfragen ergründet hatte, täglich ein Pfund Butter zu wenig geliefert hatte. Von den zehn vereinbarten und bezahlten Pfund fehlte jedesmal eines, und der Bäcker hatte auch eine ganze Anzahl Zeugen für diesen Betrag mobil gemacht. Der Richter knöpfte sich den Bauern, der die Butter lieferte, vor und fragte ihn, ob er denn keine geeigneten Gründe besäße. Der Angeklagte geriet aber keinesfalls in Verlegenheit, sondern gab die immerhin verblüffende Antwort, er habe überhaupt keine Gewichte. Sowohl Richter als auch Kläger und Zeugen waren da erstaunt. Wie er, der Bauer, denn die Butter abgewogen habe? Nun betrieb der Bauer nebenbei noch eine kleine Gastwirtschaft und ließ sich dazu täglich von dem Bäcker zehn Pfund Brot liefern. Und diese zehn Pfund Brot nahm er als Gegengewicht gegen die zehn Pfund Butter, die der Bäcker bekam. Wenn dabei nur neun Pfund Butter herauskamen, so... Da wurde er aber auch schon von dem höchlichst verlegenen Richter unterbrochen, und unter dem allgemeinen Gelächter der Anwesenden kam schnell und ohne Schwierigkeiten ein Vergleich der beiden Parteien zustande.

Das unzufällige Telefonat.

Aus Kopenhagen, Dänemarks Hauptstadt, wird uns folgende reizende Geschichte gemeldet, daß sie wahr ist, macht sie besonders appetitlich:

Kopenhagen hat noch keinen selbständigen Telefonanschluß wie die deutschen Städte. Eines Tages hob der Whisthändler J. seinen Hörer ab und sagte:

„Nummer 24185! Hallo! Verzeihung, Herr J., ich habe den Whisthändler befragt, wollten Sie nun Portwein oder Madeira dazu haben? Wie bitte — falsch verbunden? Entschuldigung.“

Nach zwei Minuten hob er wieder ab: „Hallo, 24185, danke! Ist dort das Textilhaus J.? Hier Spirituosenhandel J. Ich wollte mal fragen — wie, schon wieder falsch verbunden? Ich muß Sie vielmals um Entschuldigung bitten!“

Beim dritten Male rief er: „Hören Sie mal, Fräulein, Sie müssen besser aufpassen. Ich habe deutlich 24185 gesagt, also bitte!“

Als er dann aber wieder falsch verbunden hörte, soll er dem Fräulein etwas ins Ohr geschrien haben, was sie als „alte Ziege“ auslegte.

Kurzentschlossen reichte sie Klage ein und ließ den Vorfall sofort untersuchen, bei welcher Gelegenheit sich herausstellte, daß der Teilnehmer nicht falsch verbunden worden war, sondern daß der Angerufene dies lediglich dreimal behauptet hatte.

„Warum haben Sie sich nicht als Textilhausbesitzer J. gemeldet?“ fragte in der Verhandlung der Vorsitzende. „Wie kamen Sie eigentlich dazu, den Anschluß als falsch verbunden zu bezeichnen?“

„Weil meine Frau daneben saß und nicht hören sollte, daß ich mir von Zeit zu Zeit einen in meinem Privatkonto „genehmige!“ war die Antwort.

Zusatz vom englischen Jubiläum.

Selbst wenn man in Betracht zieht, daß England bei Menschen-Gedenken das Land des großartigen Pompes war, verblüffen die gewaltigen Summen, die in diesem Jahr anlässlich der 25. Wiederkehr des Krönungstages Georgs V. von England ausgegeben werden und die Millionen, die anlässlich der Mai-

und Junifestlichkeiten wieder zurück in die englischen Industrien fließen sollen.

Von den hier anwesenden 470 000 Besuchern, die allein von den Kolonien nach London reisten, nimmt man beispielsweise an, daß jeder von ihnen mindestens 800 Mark ausgeben wird, die, jetzt man davon nur ein Viertel für Unterhaltkosten ein, den Londoner Hotels allein einen Gewinn von 70 Millionen Mark bringen würden. Die Schiffahrtslinien erzielen, mit rund 160 Millionen Mark (1 200 Mark pro Kopf) einen noch größeren Profit.

Geradezu unglaubliche Einnahmen werden übrigens auch aus den Vermietungen von Fensterplätzen derjenigen Häuser und Geschäftsgebäude, die entlang den festlichen Umzügen liegen, gezogen. Es sind rund 200 000 Plätze, die durchschnittlich je 100 Mark kosten und einen Ertrag von 20 Millionen Mark abwerfen!

Wenn man nur diese wenigen Beispiele der Gewinnliste berücksichtigt, wundern einen die bedeutenden Unkosten nicht weiter. Obwohl England in jedem Jahr rund 300 Millionen Mark allein für Blumen ausgibt, wird diese „Blumenbilanz“ in diesem Jahr sicher um mehr als 25 Millionen Mark höher liegen als 1934. Durchaus glaublich, wenn man hört, daß die Geschäftsinhaber der Regent Street, einer der Geschäftsadern des westlichen Londons, allein für den Monat Mai für 6 Millionen Mark Blumen für Dekorationszwecke bestellt haben. In der gleichen Straße hat man Scheinwerferanlagen für die nächtlichen Bestrahlungen der Häuser für 600 000 Mark bestellt. Eine solche Anlage für ein mittleres Gebäude wird augenblicklich von Firmen nicht unter 10 000 Mark geliefert!

Der Inhaber einer Feuerwerksfabrik berichtete, daß insgesamt für 5 Millionen Mark Sonnen und Schwärmer platzen und in Rauch aufgehen werden.

Trotz dieser für unsere Begriffe beängstigend hohen Ausgaben ist man um den schließlichen finanziellen Erfolg der Jubiläumsfestlichkeiten nicht beunruhigt, da man von jedem Engländer eine Mehrausgabe von wenigstens 30 Mark erwartet, die zusammen dem Handel und den verschiedenen Industrien rund eine Milliarde Mark Extraeinnahmen bringen würde und selbstverständlich Mehrbeschäftigung von Arbeitern und Angestellten zur Folge hätte.

Es gibt keinen Beruf, der von den Festlichkeiten nicht irgendwie betroffen würde. Drehorgelverleiher, Buchhändler, Postkartenfabriken, „Und ersten!“-Heften, Flaggenverkäufer, Töpferien, Farbenfabriken, Architekten, Schornsteinfeger, Glaser — alle sind „von Kopf bis Fuß auf Jubilee eingestellt“ und arbeiten teilweise unter Hochdruck. Wenige nur sehen auch die dunkle Seite dieser ganzen Angelegenheit — aber diese Wenigen sehen sie klar.

„Hätte man nur die Hälfte des Geldes, das für Papierschlachten und Dekorationen und Schmuckstücke draufgeht, direkt zur Bekämpfung unserer Arbeitslosenfrage ausgegeben“, hörte unser Gewährsmann einen Maurer in der Nähe der Deutschen Botschaft zu seinen Kollegen sprechen, „Herr im Himmel — das ganze Problem wäre für ein halbes Jahr verschwunden!“

Was ein liebender Düsseldorfser auf nicht allernächste haben!

Dieser Tage las ich in einer Düsseldorfer Zeitung eine längere Notiz unter der Überschrift „Die Ufa filmt in Düsseldorf.“ Und hinter dieser Überschrift konnte man dann lesen, was denn die Ufa in Düsseldorf filmt: sie filmt eben die neuerkündete Rollschuhbahn in Oberkassel und zweitens die — Tulpenfelder bei Rittersgut Vithof. Wie wir dann weiter lasen, sind diese Aufnahmen für den Düsseldorf Stadtfilm, in dem natürlich auch von der Umgebung von Düsseldorf die Rede sein wird.

Etwas so: „gleich vor den Toren der Stadt liegen die Tulpenfelder bei Rittersgut Vithof bei Düsseldorf...“

Wir Neusser können bekanntlich Spaß vertragen, und wir reihen uns keines unserer treibbaren beiden Beine aus, wenn wir nun auch schon wieder zusehen müssen, wie sich die Düsseldorf der Tulpenfelder gutgeschrieben und zu Gemüte führen. Wir Neusser sind auch nicht einmal so, daß wir uns darüber auch nur schwach aufregen; wir denken nicht daran. Wir lächeln nur leise und weise vor uns hin, und wenn wir dann nächstens einmal einen Stadtfilm machen, dann machen wir es ebenso:

„gleich vor den Toren von Neuf liegt u. a. auch unser schöner Grafenberger Stadtwald und das Reambertal; ebenso leicht zu erreichen ist Venrath, ein besonderes Schmuckstück der Stadt Neuf, die das Glück hat, eine so reizende Nachbarin zu haben, und derenwegen die Neusser immer sagen „Das Schöne von Neuf ist Düsseldorf...“ Als wir vor einigen Wochen die Tulpenfelder auf Rittersgut

Vithof besucht haben, da hat der geschäftsführende Vorsitzende des Düsseldorf Verkehrsvereins im „Namen der Düsseldorf Presse“ — wahrscheinlich kraft Auftrages — für die Einladung gedankt, und der unpolitische Chronist hat sich dort bei dieser Gelegenheit die Bemerkung erlaubt, das würde die Neusser nicht veranlassen, für die Neusser eine besondere „Festrede“ zu halten, zumal der schöne alte Streit zwischen Neuf und Düsseldorf gerade mangels Masse ruhe; aber er (dieser Streit) sei lange Zeit geradezu ein Lebensmittel für die Düsseldorfser und Neusser Presse gewesen, und man dürfe ihn keineswegs ganz „verfaulen“ lassen, zumal es sich feuilletonistisch ganz gut zuweilen davon leben lasse. Es scheint tatsächlich wahr zu sein, daß wir uns in jedem Jahre um die ähnlichen „Kamellen“ zanken. Aber wir Neusser können sehr viel Spaß vertragen, noch?

Diaz.

Der fröhliche Bürsche Brad

Erzählung von Walter Persich

Brad, müßt ihr wissen, wurde unter kalifornischen Pflanzern großgezogen, und die wissen heutzutage nicht allein mit den Vor- und Nachteilen des allgemeinen und geheimen Wahlrechts der Staaten Bescheid, sondern sie sind auch die musikalischsten Kerle der ganzen Welt. Sie singen, daß jeder Ton ein Spaß ist oder eine Trauer, sie tanzen — und jeder Tanz ist eine Welt. Und Brad war derjenige, den sie am wenigsten gern als Tramp über Land gehen ließen — wenn er sich entschloß, zu tanzen, hatte ganz Appleton, wie das Rest hieß, auf dem Marktplatz unabhörmlich zu tun ...

Brad also fuhr auf und unter den Bussern des Pazifik, Brad sprang auf Güterwagen und zeigte ein lachendes Gesicht, wenn einer der unerbittlichen Konditionen ihn mit eisernen Armen und runder Schwung „aussetzte“, und Brad kam — denn ihr wißt ja schon, daß er ein Teufelskerl war — nach Chicago. Genug und gut, ein Gastspiel in den Schlachthäusern, wo er mit aufgetrennten Armen die breiten Ventile der Schenke immer in einen Kessel zu werfen hatte — immer Lenden, teile und immer vor sich den dampfenden, fleischstinkenden Kessel — setzte ihn in Besitz recht hübscher Geldmittel zu jedem Freitag. Unser Brad wurde ein Gentleman in

ist hingerissen — und in dem Mäusch aus Klang und in der Bezauberung des gesunden Kostüms tänzelt er in einer ihm selbst ganz ungewohnten und unverständlichen Weise mit rasender Schnelligkeit auf den Bühnenrunden um die Bühne, ein derber Bierrot, immer noch das erkennliche Bündel seiner Kleider unter dem Arm: ein graues Jackett, ein gelbes Hemd, ein Paar beigefarbener Schuhe, und über seinem Handgelenk flattern grün die Strawatte und der weiße Kragen. Mit naturhafter Anmut verbengt er sich vor der tanzenden Frau, sein Kostüm schimmert rotweiß, und er zeigt lachend die Zähne.

Und dann setzt das Orchester aus. Ein seltsames, immer stärker anschwellendes Geräusch prasselt aus dem dunklen Viereck vor Brad auf ihn nieder. Die Tänzerin verbeugt sich — das Klatschen setzt aus und viele Stimmen brüllen, freudig, toben: „Der Bürsche — der Bürsche!“ Da geht die schlauke Frau auf ihn zu, packt seine schmierige Hand und zerrt ihn zwischen den fallenden und sich hebenden Vorhang. Er lernt in einer Minute, sich verbeugen und läßt das Abenteuer und sein Schicksal mit ihm machen, was es will ...

Nochmals und nochmals wird er hervorgekatscht, ja, es wird eine Wiederholung nötig — nachher hat ihm ein Herr im Smoking hinter der Bühne die Hand gedrückt.



Zeichnung: Krusch

grauem Sakko, gelbem Hemd, weißem Kragen, grüner Strawatte und beigefarbenen Schuhen. Das Leben ist zum Leben da, denkt Brad, ausreichend zivilisiert komme ich mir vor, also gehe ich in ein Theater! Der zwölfjährige Junge seiner Wirtin besorgt ihm eine Mangafarbe für das „Revue & Varieties of Chicago“; Brad pugt seine Schuhe besonders blank und läßt sich von einem Policeman erzählen, wo das Theater ist. Er findet eine Tür, steigt Treppen empor, immer weiter und wundert sich, seinen Menschen zu treffen. Schließlich hat er sich in einem Gemisch von Gängen, die zwischen Bretterwänden und Türen hindurchführen, so weit verirrt, daß er sich schweißgebadet auf eine Kiste hockt und lange nachdenkt.

Was ist zu tun — die Uhr zeigt schon eine halbe Stunde über Beginn, er ist wohl doch in ein solches Haus geraten und in ein verlassen obendrein! Woher soll Brad wissen, wie ein Theater aussieht — und seien kann er immer noch nicht. Spielerisch macht er sich nach einer Weile an die Kiste, wahrhaftig, sie ist unverschlossen und Herrlichkeiten sind darin! Farben und Gold geben sich ein Stelldichein des Triumphes in seinen Augen, er reißt die Regie heraus — es sind alte Bühnenkostüme — und dann kann er es nicht lassen, er muß, muß die Sachen anziehen, die herrlichsten natürlich nur. Dieser Vuntheit kann er nicht widerstehen!

Luftig ist das — rotweiß mit Goldfäden ist der Anzug, seidene Schuhe mit zwei blühenden Steinen finden sich, ein spitzer Hut mit Rüschen darauf — wohlgefällig läßt er seinem Abbild im Taschenspiegel entgegen. — Brad erschrickt: waren das nicht Stimmen? Er horcht — und angestrichelt ergreift er seinen Anzug, seine Schuhe, seinen Hühnerhut und jagt den Weg zurück, den er alaunzt, gekommen zu sein. Schneller, immer schneller rufen seine Füße durch die Gänge — eine eiserne Tür öffnet sich, und dort hört er die Menschen, die ihn wohl suchten, lauter reden — er hebt hinunter, drei Stufen, vier Stufen, Wieder öffnet sich ein Gang, aber hier brennen mehr Lampen, eine Glode schließt — eine Tür fern klappt und eine Frau in hellblauer Seide tänzelt hinaus — jener zarten Melodie entgegen, die Brad nun vernimmt. Mit den Ohren, mit allen Sinnen, mit den Füßen — einer Melodie von unglaublich zarter Anmut und einem Schwung, der seinen ganzen Körper sofort in sich hineinspannt — ob er will oder nicht, seine Füße tänzeln, hüpfen vorwärts, der Frau in Hellblau nach, die Melodie wird härter und stärker, an erstaunten Leuten vorbei tanzt er durch zwei bemalte Pappwände — Scheinwerferlicht blendet ihn einen Augenblick. Aber was tut's, die Melodie führt ihn ja. Er kommt vorwärts. Im Mund neben und hinter der Frau, die auch — erschrocken — tanzt. Brad steht auf der Bühne und weiß es nicht, er

Ein anderer stellte sich als Manager vor und bot um seine Bedingungen, und der Direktor sagte ehrsüchtig: „Sie haben das Menuett ganz herrlich und eigenartig getanzt. Ich hätte nie geglaubt, daß man so Menuett tanzen kann ...“ Brad, der keine Ahnung von Menuett hat, lachte gutmütig. Diesen Augenblick nahm der anwesende Reporter der „Chicago Tribune“ wahr, um den neuen Tänzer zu knipsen. Er hatte dann noch ein Interview mit Brad. Acht Tage später sah man Brad's Bild schon in allen illustrierten Blättern der Staaten. Die Geschichte seiner Entdeckung, seines zufälligen Auftretens, nahm immer märchenhaftere Formen an. Aber sie ist ja auch märchenhaft. Man bedenke: ein Bürsche aus Appleton kommt wohl noch in diesem Jahre, wie er mir fröhlich sagte, zu einem Gastspiel nach Europa. Ein Kabarett in Hamburg hat die neue Attraktion gleich durch ein Kabel verpflichtet! Die Tänzerin, seinem von ihr unerwünschten Erfolg gegenüber hilflos, spricht außerberuflich noch immer sein Wort mit Brad, der auch sie immer anschaut, — niemals wäre Miß Guelme sonst nach dem alten Kontinent gekommen. Daß sie einem Farmerburschen ihren Weltenerfolg verdankt, den sie allein nicht hatte, macht sie ein wenig böse auf das Schicksal. Doch Brad läßt das alles gar nicht. Er hat eine Frau in Appleton. Sie ist Hausmädchen bei einer Kaufmannsfamilie. Und als er etwas schreiben gelernt hat, schreibt er mit seiner plumpen Hand einen Brief an sie: „Wenn ich das Geld verdient habe, was uns zum Heiraten fehlt, komme ich zurück. Warte auf mich. Dein treuer Brad.“ Mag ihn die schöne Tänzerin auch manchmal selbstsam von der Seite ansehen, er hält sein Wort. Noch nie hat Brad sein Wort gebrochen!

Hein Krafft an der Wende

Von Karl Heinrich Mohr

Fünzig Jahre seines Lebens waren im Gleichakt eines Uhrwerks dahingegangen, als Hein Krafft sich plötzlich vor jene Wende gestellt sah, die so mancher Zeitgenosse herbeisehnt, weil er von ihr Glück, Enthebung von allen Sorgen und Kümernissen, ein neues Leben, ein Leben „in Schönheit und Würde“ sich erhofft.

Von dieser Art Zeitgenossen allerdings unterschied Hein Krafft sich sehr wesentlich. Eine Wand trennte ihn von jenen, eine eiserne, nicht zu erschütternde Wand, und die Bausteine, aus denen sie gefügt war, hießen: Arbeit — Liebe — Glaube.

Aus dem gleichen Material bestand auch das Fundament auf dem Heins Tage, Monate und Jahre sich emporreihen bis zum heutigen Tage seines geordneten Lebens, zu dem die Arbeit seiner Hände die materielle Vorbedingung schuf, dem die Liebe seines Herzens die Weihe gab und seiner Seele Glaube die Festigkeit.

Nicht mehr war Hein Krafft an Geld und Gut gelegen, als nötig ist zu einem trauten, friedlichen Heim, einem gedeckten Tisch, zu Kleidern und Schuhen, zu guter Gesundheit sowie zu einem erbaulichen Feiertag und auch, um hin und wieder, wenn ein Bedürfnis an ihn herantrat, helfend mit einem Scherlein eingreifen zu können.

Nur so war es möglich, daß Hein Krafft eines Tages ein Lotterielos sein eigen nannte. Er erlangte es aus den Händen eines bejahrten Bekannten, der sich mit allerlei Handelsgeschäften, die sich ihm bei Gelegenheit boten, zwar kümmerlich aber rechtlichaffen ernährte.

Eigentlich war mit der dem bedürftigen Bruder gewährten Hilfe die Sache für unseren Handwerksmeister erledigt. Das Los schob er, ohne die aufgedruckten Möglichkeiten, die sich für den Inhaber eröfneten, zu beachten, ohne sich den Termin der Ziehung oder gar die Nummer vorzunehmen, in die Lade des alten, ererbten Sekretärs zu anderen Papieren mehr oder minder bedeutungslosen Inhalts.

Ein Telegramm, das ihn in der Frühe des Tages, an dem er sein fünfzigstes Lebensjahr vollendete, erreichte, erinnerte ihn erst wieder an das kleine, unscheinbare Stückchen Papier.

In diesem Telegramm teilte der Lotterteeinnehmer mit, daß die Nummer mit dem Haupttreffer herausgekommen sei.

Von Tausenden von Mark war da, in einer fünfstelligen Zahl, die Rede — verwirrend genug, um Hein Krafft aus dem Häuschen zu bringen.

Der rüstige und arbeitsfreudige Fünfziger gebrauchte eine ganze Weile, um zu begreifen, daß er über Nacht zum reichen Mann, zum reichsten im Orte, geworden war. Und, daß von nun an alles anders sein könnte. Daß er nicht mehr zu arbeiten brauchte. Daß er in der Lage war, das Leben eines feinen Herrn zu führen. Daß er — nach dreißig Jahren treuer, ehrlicher Arbeit — an jener Wende seines einfachen Lebens angelangt war, die so mancher Zeitgenosse als höchstes Glück herbeisehnt!

Indes, je mehr Hein Krafft sich in Gedanken mit seinem neuen Besitz vertraut machte, um so unglücklicher fühlte er sich. Er, dessen Herz nie an Geld gehangen, der stets Herr geblieben war über seine Einkünfte — und auch über seine Bedürfnisse — er, der biedere, aufrechte deutsche Handwerksmeister, sollte sich, mitten in einem arbeitsreichen, mit Mühe und Lohn gleichermäßen gesegneten Lebens — er sollte sich beugen, leiten und bestimmen lassen von einem kahlen Geld? Sollte gar den Inhalt seiner ferneren Tage abhändigen machen, einrichten nach dem, was andere, Schaffende, ihm an Zins und Zinseszins vor die Füße warfen?

Niemals!

Vier Kinder hatte Hein Krafft, sie waren alle wohl-verborgen: das Mädchen in der Ehe und die Ruben in rechtschaffenen Verufen. Annette, seine Lebensgefährtin, tapfer wie er und eines Sinnes mit ihm in allen wichtigen Belangen, verschmähte Luxus und Übermaß. Und, was die Hauptsache war: für jene Tage, da er einmal nicht mehr würde arbeiten können, war ausreichend vorgesorgt.

Hein Krafft schritt ohne Ruhe und Unterlaß in der Stube auf und ab, daß die Gelenke krachten. Nicht eine einzige Mark von diesem unerwünschten Mammon sollte ihm über die Schwelle kommen! Das stand fest. Wohin aber damit?

Hein Krafft lachte ein bissiges Lachen. Verschenken, gäbe es in ihm. Zinsen — zu guten Zwecken. Er schlug

mit der geballten Faust auf den Tisch. Denn, obwohl dies der einzige Ausweg war — er kannte sich nicht aus in solchen Dingen, vor allem aber: besdwor er durch einen solchen Akt nicht den Nimbus eines öffentlichen Wohltäters heraus? Man würde ihn mit dem Schein eines Heiligen umgeben, ihm lobsingeln, Dank zollen ...

Hein Krafft war demnach in Gedanken um eine mit seinem Denken und Können in Einklang zu bringende Lösung verstrickt, daß er nicht achtete, wie vorsichtig die Tür um einen Spalt geöffnet wurde.

Der leicht ergraute Kopf eines fremden Mannes schob sich herein.

„Verzeihung, Herr Tischlermeister Krafft —?“

Krafft fuhr erschrocken herum. „Zu dienen.“

Der Fremde trat näher und stellte sich, ein salbungsvolles, ergebenes Lächeln auf den vollen Lippen, als der Lotterteeinnehmer vor.

Hein Krafft streckte abwehrend beide Hände vor, ihm war, als ergiffe die leibhaftige Sünde Besitz von seinem Haus.

Der Geschäftsmann hatte einige Mühe, den Tischlermeister zum Anbören zu bewegen: Er sei persönlich gekommen, erklärte er, um das unglaubliche Versehen seines Angestellten zu berichtigen. Der Haupttreffer, von dem dieser ihm während seiner Abwesenheit telegraphisch habe, sei nämlich gar nicht auf seine Nummer gefallen, sondern auf eine ganz andere, es handle sich offenbar um einen Hör- oder Übertragungsfehler, und der Herr Krafft möge, er bitte ganz ergebenst darum, den Irrtum möglichst entschuldigen.

Hein Krafft atmete hörbar auf. Dann reichte er dem Einnehmer die Hand, schüttelte sie fast herzlich, klopfte ihm auf die Schulter und lachte:

„Eigentlich sollte ich Sie ja ganz gehörig beim Schorf kriegen! Dafür, daß Sie mich um ein Haar um die ganze Geburtstagsfeier gebracht haben! Aber, weil es wirklich nur ein Irrtum war, will ich's hinhängen lassen. Glück Gott, Herr Lotterteeinnehmer, Glück auf den Weg, will hoffen, daß ein Bedürfnis Sie erwartet!“

Kopfschüttelnd entfernte sich der Geschäftsmann.

Ein sonderbarer Sak

Wenn die Komma sich verirren ...

Es ist nicht leicht zu lernen, wo das Komma hingehört, und manches Diktat bekommt wegen ein paar verirrter Zeichen eine schlechte Nummer. Aber wenn ihr nun denkt: Was ist schon an einem Komma gelegen, so lest einmal folgenden Sak, und ihr werdet finden, daß einige falsche Satzzeichen den Sinn des Satzes völlig verändern können.

... und der Direktor trat ein auf seinem Kopfe, einen Hut an seinen Füßen, bestaubte Schuhe auf seinen Brauen, eine Wolke in seiner Hand, seinen Regenschirm in den Augen, einen drohenden Blick ohne Worte ... Versteht die Komma, und ihr werdet finden, daß der Unfuss Sinn bekommt, denn dann heißt es ... und der Direktor trat ein, auf seinem Kopfe einen Hut, an seinen Füßen bestaubte Schuhe, auf seinen Brauen eine Wolke, in seiner Hand einen Regenschirm, in den Augen einen drohenden Blick, ohne Worte ...

Es gibt eine hübsche kleine Anekdote von einem Komma, die ich hier erzählen will. Ein Herrhauken, der im Mittelalter eine Burg belagerte, schickte eine Botenschaft an den Burgherrn und fragte, ob er sich denn nun nicht endlich lebend oder tot ergeben wolle. Daraufhin schrieb der Ritter einen Zettel, auf dem nur die Worte standen: „Lebend nicht, tot!“ Daraufhin gab der Belagerer die Burg auf, denn gegen diesen Willen, der bis zum Tode kämpfen wollte, konnte er nicht aufkommen. Der Ritter aber wunderte sich, daß die Feinde so plötzlich ihre Stellungen räumten und abzogen und befragte die Sache mit seinem Kaplan. Da stellte es sich heraus, daß der recht wenig schriftkundige Herr das Komma an die falsche Stelle gesetzt hatte, er hatte gemeint, Lebend, nicht tot! Dieser Irrtum rettete die Burg und ihre Insassen. Alles war fröhlich, und der rote Wein floß anstatt des Blutes. Nun, wenn heute in euren Heften ein Komma falsch gesetzt wird, flieht die rote Tinte. Aber ihr seht nun, wie wichtig ein Zeichen sein kann, auch wenn es bloß ein Komma ist ...

* MODE UND HEIM *

Was sollen wir trinken...?

Zwischen Abstinenz und Genussucht

Vom Standpunkt strikter Abstinenz ist Wasser das ideale Getränk. Aber trotz seiner unbefriedigenden Karmlosigkeit und Billigkeit hat es sich doch in keinem Lande als Rationalgetränk durchgesetzt. Der Grund hierfür ist nabelegend und in der Natur aller Lebewesen tief verankert: Die Zufuhr von Speise und Trank muß von Lustgefühlen begleitet sein, soll ihr Zweck ganz und voll erfüllt sein. Ein Grund, warum auch die gesündeste Nahrung — sollte sie je möglich werden — nie auf Erfolg rechnen dürfte. Und aus diesem Grunde haben auch die sämtlichen Feldzüge gegen berauschende Getränke, und waren sie sogar von einem Religionsstifter, wie Mohammed, unternommen, nur ins Leere geführt. Die Mikroskope von Prohibitionen verschiedener Länder sind ebenfalls dadurch erklärt.

Immerhin gibt es scharfe Nebenbuhler des Alkohols — Kaffee und Tee. Es lohnt sich, diese beiden einmal einer besonderen Betrachtung zu unterziehen.

Der wesentlichste Bestandteil des Kaffees, auf dem seine leicht narzotische Wirkung beruht, ist das Koffein. Der aromatische Geruch dagegen beruht auf dem Kaffeeöl, einem Stoffe, der beim Rösten entsteht. Der Kaffee wirkt anregend, verschafft das Gefühl der Müdigkeit und unterdrückt — eine Eigenschaft, die er mit dem Alkohol gemein hat — den Hunger. Als Genussmittel ist er, wenn nicht übermäßig stark oder in zu großen Mengen eingenommen, für gesunde Menschen nicht schädlich. So sehr der Kaffee, bei reichlicher Einnahme in kräftigem Anlauf und activen Mäusen getrunken, als ein auszeichnendes Verdauungs- und Anregungsmittel zu schätzen ist, so ist er doch als Koffeinetränk, wenn möglich noch mit schädigenden Beimengungen — um ihn billiger zu machen — abzulehnen.

Der Tee ist nächst dem Kaffee das bei uns am meisten verbreitete Aufschlaggetränk. Das im Tee wirksame Pflanzenalkaloid,

das Thein, hat eine dem Koffein ähnliche chemische Zusammensetzung. Wie der Kaffee, so enthält auch der Tee aromatische, ätherische Öle und übt ähnliche anregende Wirkungen aus. Allerdings hat er nicht die Eigenschaften, Hungergefühle zu vertreiben, dafür wirkt er auf das Wärmeempfinden des Menschen ausgleichend. Bei großer Kälte wie bei großer Hitze empfindet der Körper eine Tasse Tee angenehm. So wie der Kaffee einen leichten Nausea erzeugen kann, wenn man des Guten zuviel getan hat, erregt auch der Tee im Übermaß Genossen die Lebensgeister und greift das Herz an. Teegetränk als völlig ungefährlich zu betrachten ist ein großer Irrtum. Natürlich nur, wenn es sich um die Blätter der Teeplante handelt.

Die sogenannten Aufschlaggetränke werden im Gegensatz zu den meisten Getränken meist heiß genossen. Die wärmere Nahrung, der wir uns nähern, weckt aber im allgemeinen den Wunsch nach kalten und erfrischenden Getränken. Milch in allen Arten — süß, sauer, Buttermilch, Magermilch — wird für alle anzuwenden sein, die sie vertrauen. Sie hat den Vorzug, daß sie gleichzeitig nährt und den Körper, der in der Hitze wenig Lust zeigt, feste Speisen anzunehmen. In seiner Arbeit entlastet. Nur darf Milch nie schnell in großen Mengen getrunken werden. Die Hitze, Milch aus diesem Teller mit Glühbirne oder Öhl zu kochen, hat schon ihr Gutes. Künstliche oder natürliche Mineralwässer sind mit Vorsicht zu gebrauchen. Es hat sich schon mancher durch allzu häufige Anwendung von Mineralwässern ein Magenleiden geholt. Auch der Genuss von reinen Fruchtäften kann für den Mäusen zu anstrengend sein, vor davon Versuchen verwehrt, muß den Saft mit Wasser mischen. Jedes Genussmittel ist an und für sich berechtigt und kann uns in jeder Lebenslage wertvolle Dienste leisten. Es kommt immer nur darauf an, daß wir im Genuss die rechte Mäßigkeit beobachten.

Fünfzig Worte Schönheitspflege

Schön — über Nacht.

Der Schlaf, diese notwendige Erholung, nötiger als das Essen, kann ein wahres Schönheitsmittel sein, das Augen und Haut frisch, den Gang und die Haltung elastisch macht, das Energien weckt und Lebenslust erwecken läßt, die dem Gesicht seinen bezaubernden und mitreißenden Ausdruck verleiht, der den wahren Charme jeder als „schön“ bekannten Frau ausmacht.

Dieser Schlaf aber sollte auch völlig zu seinem Recht kommen, der Körper sollte sich seiner immer in genügendem und richtigem Maße erheuen dürfen. Das frischgemachte Bett, gelüftet, ohne dicke Kopfkissen, ist Voraussetzung. Ein regelmäßiger Luftwechsel über Nacht ist Bedingung. Dann aber gehört meistens schon beim

Schlafensachen etwas Energie dazu, sich zweckmäßig auf einen guten Schlaf vorzubereiten. Denn ein wenig Gymnastik, eine leichte Abreibung und schnelle Massage sind nötig, um alle Nerven und Muskeln zu entspannen.

Das Eintreten von Gesicht und Händen muß entweder so zeitig vorgenommen werden, daß die Haut die ihr zugehörige Ruhepause ruhig aufnehmen kann und ein Tuch alle unangenehmen Spuren für die Wäsche beseitigt, oder man begnügt sich nur mit einer Reinigung durch Öl, dessen Reife mit Waite sofort entfernt werden. Vordem nicht gehört nicht an einen Kopf, der ungeschlafen schlafen soll, sogar ein Aes über den Haaren kann föhrend wirken. Unsere beunruhigenden Gedanken sollen uns nicht gerade vor dem Einschlafen betören dürfen. Wer die Nacht nicht hat, seine Phantasien zu lebenswichtigen Vorstellungen bändigen

Das praktische Heim

Der Ballon wird zur Lampe



Der Spiritusballon, der, unbeachtet und zu nichts mehr nützlich, in zahlreichen Haushalten aus dem Lande oder in der kleinen Stadt ein trauriges und staubverunkeltes Leben im Keller führt, kann zu einer geradezu strahlenden neuen Gegenwart geführt werden, wenn wir uns seiner als Lampe bedienen.

Dazu erhält er eine abnehmbare Montage mit elektrischer Birne und Zuleitung, die auch gleichzeitig den Pergamentschirm tragen muß, der ein hübsch großes Format haben darf. Ist der Ballon unten auch rund, so erfordert er einen derben Holzreifen, in den er hineingestellt wird und den man dann passend zu den Möbeln anlackt. Das Innere des Ballons füllt man zu einem knappen Drittel mit Wasser, legen ein paar schöne Steine hinein oder zaubern uns einmal für ein paar Plauderstunden mit den bekannten aus Kork oder Pflanzenmark gefertigten Blumen und Tieren ein fantastisches Unterwasserleben vor Augen. Häufiges Auswechseln des Wassers — daher abnehmbare Montage Bedingung! — ist selbstverständlich Voraussetzung.

Kostüm und Rockkomplet befestigen die schon seit einigen Jahren andauernde Herrschaft der Bluse in allen ihren Abwandlungen.

Eins können wir uns dieses Jahr als besondere Eigenheit der Bluse merken — sie wird nicht im, sondern über dem Rock getragen: mit Schößchen, als gut hüftlanger Pullover, als Weste, mit angeschnittenem Gürtel, ja auch als Kasak taucht sie wieder auf, in welcher letzteren Form sie sich gern elegant gibt und das Kostüm mit langer Jacke zum Nachmittagskleid umwandelt.

Bunt, gemusterte Blusen sind eine Überraschung dieses Sommers. Und mit Freude hat sich die Bluse auch den mehr und mehr modern werdenden Takt in seiner prunkenden Steifheit als Material ausgesucht, der sich zu den großen Revers und Kragengarnituren herrlich vermerien läßt. Westen mit viel Knöpfen und anmutigen Abschlüssen am Ausschnitt betonen mehr das weibliche als das männliche Prinzip. Holzgarnituren zu wollenen Pullovers, sind immer noch beliebt.



Launen der Mode

Betten und Blasen...

zu können, dem sei erlaubt, noch zehn Minuten zu lesen, um sich abzulenken. In unserem Schlaflebensstück sollen wir nicht frieren, es soll aber auch nicht zu warm sein — die Entscheidung liegt hier bei der persönlichen Einstellung.

Achtung, Hausfrau!

Köstliche Nachspeisen.

Fruchteis.

Ein halbes Pfund Reis wird gebrüht und mit einem Viertel Liter Milch, 80 Gramm Zucker und Vanillezucker weich gekocht, nachdem er etwas abgekühlt ist, mit ein wenig aufgelöster Gelatine vermischt. Sobald er erkalte, gibt man einen halben Liter geschlagene, süße Sahne dazu und füllt den Reis in eine gut gekühlte Form, um sie nach Erkalten zu füllen und mit eingeleigten Früchten bunt zu verzieren und Fruchtstücke dazu zu reichen.

Weinschaum.

Man rührt 100 Gramm Zucker, 2 bis 3 Eier, einen Teelöffel Stärke, Saft und Schale einer halben Zitrone und einen Viertel Liter Weißwein in kalt an, legt dann den Topf aufs Feuer und schlägt kräftig mit dem Schneebesen, bis die Masse

steigt. Man zieht den Topf zurück, schlägt noch ein wenig weiter und gibt den Schaum in breiten, flachen Glaschalen, mit einer Frucht im Reich, zu Tisch.

Brotpudding mit heißer Schokoladentunke.

Man rührt 60 Gramm Butter mit 80 Gramm Zucker, vier Eigelb und 40 Gramm geriebener Schokolade. Dazu gibt man 125 Gramm altes, geriebenes Brot, einen Achtelliter süßen Wein, 20 Gramm Mandeln, Zitronat, Nüssen und Zimt. Zuletzt fügt man den Eierschnee hinzu und läßt die Masse in gebutterter Form zwei Stunden im Wasserbad kochen. Dann reicht man den Pudding mit einer schönen Schokoladentunke. Sehr köstlich ist das gleiche Rezept, wenn man in der Masse nicht Schokolade, sondern ein halbes Pfund entsteinte Kirchen verwendet.

Scheiterhaufen.

Man reibt Semmeln ab, schneidet längliche Streifen, röstet sie mit Butter im Backofen und legt sie in eine gebutterte Auflaufform, um reichlich trockene, einmachende Krücker dazwischen zu streuen. Ein halber Liter Milch wird mit einem Ei auquiriert, mit Zucker und Vanillezucker abgeschmeckt und über die Semmeln gegossen. Die Form bädert so lange im Ofen, bis die Milch aufgekochen ist.

Sie sind nicht auszurotten

Kriegserklärung an die Motten — Kleine Trids

Was für die Hygieniker die Malaria-mücke bedeutet, das ist für die Hausfrau die Motte. Es gibt Hausfrauen, denen eine fliegende Motte es wert ist, einen Porzellanteller hinter ihr herzuwerfen. Und doch ist die Raub auf die fliegenden Motten kein Mittel, um dieser Plage beizukommen. Denn nicht die fliegenden Motten sind die Schädlinge an unseren Sachen, sondern die kleinen Larven, die sie hinterlassen, vernichten unsere Sachen, und wenn die Motten fliegen, haben sie ihre Eier meist schon abgelegt.

Während sonst für Ungeziefer Reinlichkeit ein wirksames Abschreckungsmittel ist, bedeutet es den Motten nicht viel, auch im gepflegten Haushalt sich äußerst wohl zu fühlen. Denn schließlich kann man es nicht als unsauber bezeichnen, wenn nicht alle acht Tage die Schränke ausgedreht und die Fußböden desinfiziert werden. Ein Staubsauger ist ein gutes Mittel, um die Möbel wenigstens frei von diesen Plagegeistern zu halten. Spritzt man die Spalten, wo sich gepolsterte Sesselflecken und -rücken an den Tisch lehnen, mit Paradielordensol aus und verfährt man ab und zu den Sitz des Divans und der Sessel von unten mit diesem Mittel, dann ist einem Keimichwerden der Motten ungefähr vorbeugt. Bleibt der Teppich und der Kleiderkasten. Ist der Teppich von Motten befallen, so legt man auf seine Rückseite ein mit Seimiat geräuchertes Tuch und blickt langsam mit Druck über. Die Ecken des Schrankes und seine Ritzen kann man mit Terpentin auspinseln, mit Eau de Cologne

besprennen und den Schrank über Nacht weit öffnen, in dessen das Fenster ebenfalls geöffnet ist und die frische Luft eindringen kann. Befolgt man nun noch die Regel, daß man systematisch alle Kleider oft durcheinanderhängt, so kann man auch hierbei unbesorgt sein, denn wenn Motten etwas haften, dann ist es Zug und Unruhe. Wertvolle Pelze gibt man am besten zum Kürschner und läßt sie für eine Kleinigkeit versichern. Wollene Wäsche und Wollstrümpfe, Wollhandschuhe und andere Kleinigkeiten pudert man mit Pfeffer und Tabakpulver ein, nachdem man sie gut geklopft und gelüftet hat, näht sie in einen kleinen Beutel mit kleinen Tüchern ein und kann sich über ihre Sicherheit beruhigen. Will man es sich bequem machen, dann kann man diese und auch größere Sachen in Garderoben mottentischer machen lassen, d. h., durch ein chemisches Verfahren, das dem Stoff oder Pelz nicht schadet, werden die Sachen für Motten unantastbar. Wollte zu Handarbeiten sollte immer detartia imprägniert werden. Größere Stücke, wie Fensterdecken, Reisdecken usw., die man im Sommer nicht braucht, ruhen am besten in einer Metalltruhe, die fest schließt. Herachloräthan wird die Motten aus ihrer Nähe vertreiben.

Die Motten gänzlich auszurotten, ist unmöglich. Es gibt allerdings Jahre, wo sie sehr gering auftreten, dann wieder scheinen sie überall zu sein. Wie soll die Hausfrau sich zwischen März und September ganz sicher vor ihnen fühlen. Na, Gerüche flüstern, daß sogar im Winter Motten Schaden anrichten.



Seltsames Bild auf dem Marktplatz
 der kleinen Stadt. Die Musik spielt. Auf
 einer Tribüne steht ein Ingenieur, der
 geschmückt mit den Ehrenzeichen der Kunst,
 er hält eine Ansprache; erzählt vom Wan-
 dern, vom Vaterland-Erleben und Lieben-
 lernen, von beruflicher Weiterbildung und
 Kameradschaft. An fünf junge Männer find
 seine Worte gerichtet. Sie stehen dicht vor
 ihm in fünfziger Marschausrüstung: Mit
 dem Kniegel auf dem Rücken, der Zünngungs-
 müthe auf dem Kopf und dem Kniestief in
 der Hand. Väter, Konbitorer- und
 Freischergesellen find es. Sie haben ihre
 Prüfung mit „Sehr gut“ bestanden und
 dürfen nun nach altem Brauch wieder auf
 die Walze geben, wie einst die Väter, Groß-
 väter und Urgroßväter. Sie tragen das
 Wanderbuch in der Tasche, das von der
 Reichsbetriebsgemeinschaft Handwerk aus-
 gegeben ist. Es enthält alles, was zu einem

in den Jahren der Nachkriegszeit. Es gab keine Arbeit. Aber trotz der Not und Wirtschaftskrise ließen sich die jungen Männer nicht vom Wandern abhalten. Sie wanderten wild und auf gut Glück.

Ich habe sie kennengelernt, anno 1929. Am Straßenranden saßen sie. Wettergebräunt und staubbedeckt. Mit einer schwarzgefleckten Klinge schnitten sie den kantigen Brot vom Laib.

„Wo kommt ihr her? — Wo wollt ihr hin?“ so fragte ich. Und sie erzählten:
„Wir kommen von Weizenfeld und wollen nach Bromberg. Zu Fuß natürlich und ohne Paß und Visum. Hoffentlich kommen wir durch, geht es uns nicht so wie in Holland, wo man uns mit Handschellen und Prügel wieder hinaustrieb. Wir hoffen in Polen Arbeit zu bekommen, weil es in Deutschland keine Arbeit mehr gibt. Vier Jahre haben wir oesempelt. Nun sind wir

So redeten sie. Und es waren nicht die Schlechtesten, die nach Polen tippelsten. Aber es gab auch viele andere Gestalten auf der Landstraße. Abenteuerer und Phantasten.

„Mädel, wißst du
Brommelbeer'n pfül-
hiden ...“ So kamen
mir zwei entgegen.
Zupften ihre Laute
und sangen dazu. Auf
dem Rücken trugen sie
braune Papstkröns
und blaue Bindel.
Sie kamen von Glo-
gau und wollten
nach Hamburg. „Dort
lassen wir uns als
Möbelschneider an-
heuern“, sagte der
Rotblonde. „Fahren
mit hinunter in die
Südsee und lassen uns
auf irgendeiner Insel
abgeben.“

„Und wenn das nicht klapp't...?“
Und noch andere begegneten mir: Balzbrüder aus Paßlon, junge Menschen, die daran dachten, Arbeit in ihren ganzen Stolz und voller Stempel und ummen.

Es waren oft „ausgeflogte Brüder“. „Zu verbüßern brauchst keiner auf der Landstraße“, jagte der eine. „Du büßest, ist selber schuld. Ich habe jeden Morgen meinen warmen Kaffee, jeden Mittag mein warmes Essen und jeden Abend mein Bier und meine Zigarren. Auch mein Schwermut ist immer in Ordnung. Sind die Sohlen durch, gehe ich zum Hofschmiedsamt und lasse mir ein Paar neue Trittschuh ver schreiben. Gib mir sie nicht, so jagt ich einfach: „Gut, wenn ihr nicht wollt, gehe ich ins Krantenhaus. Da müßt ihr obendrein die Kosten tragen und mir zum Schluß doch ein Paar Schuhe geben, denn ohne euch Schwermut läßt mich kein Arzt auf die Landstraße.“

So und noch gefährlicher sahen die Typen der Landstraße bis zum Tage der nationalen Erhebung aus. Als Fecht- und

Und die Gesellen

In zünftiger Ausrüstung
zieht der beste Handwerker-
nachwuchs durchs Land

wandern...

**In zünftiger Ausrüstung
zieht der beste Handwerker-
nachwuchs durchs Land**

Das Wandern des Handwerks ist wieder ausserhanden. Die Besten der Junggesellen sind von ihren Innungen entlassen, um in festgesetzter Zeit über angegebene Strassen durch das Vaterland zu wandern und an bestimmten Plätzen die Arbeit im Fach kennen-zulernen. In diesem Jahre konnte nur ein kleiner Teil der Junggesellen auf Wanderung geschickt werden, im nächsten Jahre sollen es wieder viele sein.

Pennbrüder brachten sie daß Wandern in Verruf und schädeten dem deutschen Ansehen im Auslande ungemein.

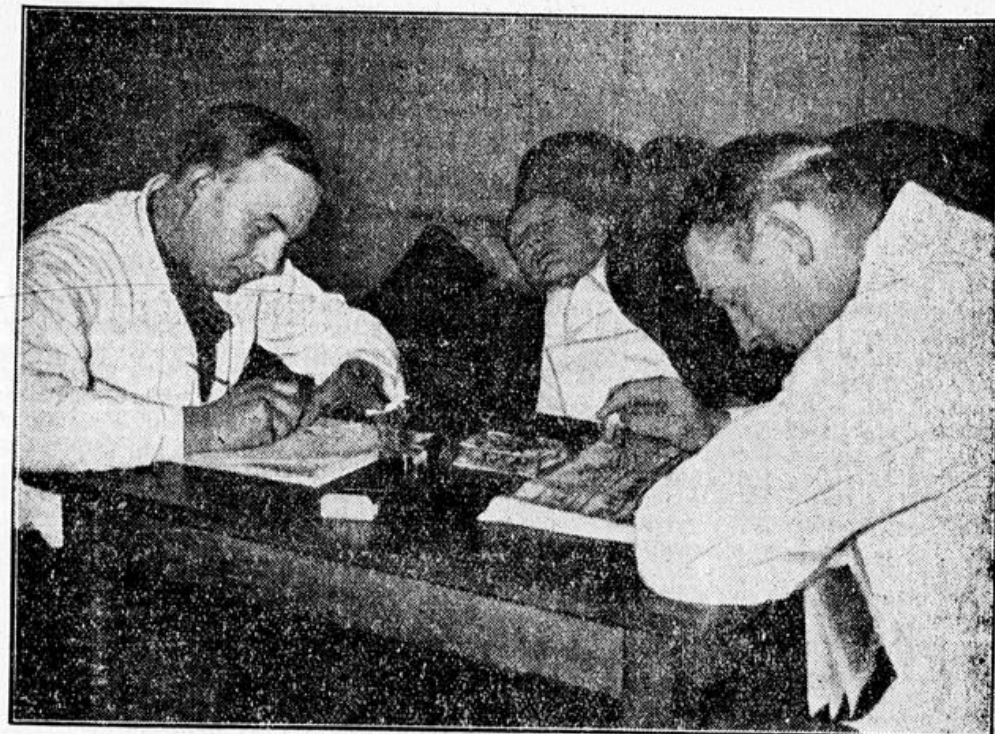
Die Zeiten sind Gott sei Dank überwunden. Wer heute ohne Geld oder ohne Sicherheit wandert, wird dorthin gebracht, wo er hingehört, zur geordneten und geregelten Arbeit.

Die Handwerksgefeßen, die in diesen Frühlingstagen auf die Walze gegangen sind, gehören zur Elite des deutschen Hand-

in ihrem Fach, können bald zur Prüfung gehen und mit dem Prädikat „sehr gut“ Beweise ihres Könnens ablegen.

Meister werden es, die der Jugend wieder etwas zu sagen haben, weil sie etwas zeigen können, Meister, die von Sitten und Bräuchen in deutschen Landen berichten können, um deutsches Volksthum zu pflanzen.

Ein großes Erleben wird dieses Wandern für jeden deutschen Gesellen sein, daß



werks, sind tüchtige Männer in ihrem Fach und in jeder Beziehung einwandfrei.

Sie wandern durch das deutsche Land, durch kleine Dörfer und Städte und klopfen nach überlieferten Zunftgebräuchen beim Meister ihres Handwerks an, um Arbeit zu finden. Nicht allein um der Arbeit willen, sondern um etwas hinzuzulernen; denn überall gibt es andere Arbeitsmethoden, gibt es Erzeugnisse, die nur in dieser einen Landschaft angefertigt werden. Wissen und Können sollen in ständigem Stelldewechsel während der Zeit der Wanderjahre gepflegt und gefördert werden.

Tausend junge Handwerkerfellen be-
höfieren jetzt die deutschen Landstraßen. Und
jeder hat seine eigene Marschstraße mit
gleichem Ziel, das Frankfurt a. M. heißt.
Dort treffen sie sich alle am 15. Juni, an
dem der diesjährige Reichshandwerkertag
festlich begangen wird. Und dann geht es
wieder weiter. Nach Osten und nach Westen,
nach Süden und nach Norden.

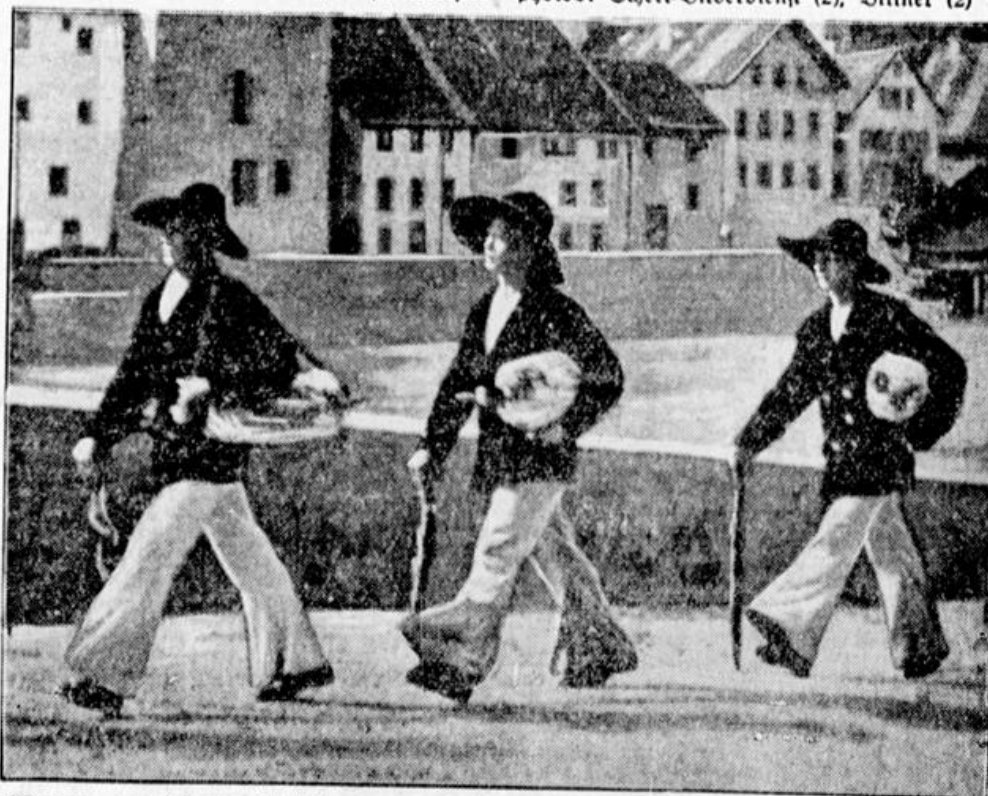
Und wenn sie zurückkommen, stahlhart
und wettergebräunt; dann sind sie Meister

zünftgemäße Wandern, das sich die Hamburger Zimmerleute auch in den Zeiten der Noth und Wirtschaftsniederlage nicht haben rauben lassen.

Sie brauchen keine Angst zu haben, daß Sie draußen in der Fremde keine Arbeit finden würden. Die Eiziertheit der Beschäftigung ist also schon durch die vor-
geschriebenen Anstufstellungen gesichert.
Und dann — die deutschen Essen rauchen wieder. überall wird gearbeitet, überall werden ganze Männer gebraucht, die vom Handwerk was verstehen. Mit offenen Armen werden Sie überall aufgenommen werden. Und der Meister und die Frau-Meisterin werden glücklich sein, den fremden Gesellen unter ihrem Dach aufnehmen zu können. Denn er bringt Erkenntnisse von der Fahrt mit und kann etwas erzählen. Und die Erfahrungen, die im Groß- und Kleinbetrieb gesammelt, bringt er dem neuen Meister mit. Wandern hat wieder Sinn und Zweck bekommen.

Walter Schumann.

Photo3: Scherl-Bilderdienst (2), Wittner (2)



A black and white photograph showing two men in dark suits and hats walking from left to right in the foreground. They are positioned in front of a light-colored building. The building has several windows, some with shutters. A sign is visible on the right side of the building, featuring the word 'LASHAUL' in large, bold letters. The overall image has a grainy, high-contrast quality.

ungehinderten und nutzbringenden Fortkommen nötig ist.

Das Handwerksgefellenswandern, das zu neuem Leben ermetzt ist, vollzieht sich nach genau vorgeschriebenen Richtlinien. Die Wardschroue ist bestimmt, das Wandern bis zur Austauschstelle muß acht Wochen in Anspruch nehmen; während dieser Zeit muß der Gefelle an mindestens einem Blate gearbeitet haben. Am Austauschplatz selbst soll der Gefelle mindestens fünf Monate arbeiten. Nach dieser Zeit kann er sich über die Abstellung „Gefellenaustausch und Wandern“ nach neuen Zielen umsehen oder zum alten Arbeitsplatz zurückwandern. Das sind zunächst Maßnahmen, die das Gefellenswandern erst einmal in Gang bringen sollen.

Das Gesellenwandern ist ein Geschenk, was die neue Zeit den jungen Handwerkern gemacht hat; denn das Wandern steckt dem Deutschen im Blut. Mit Macht treibt es ihn in die Ferne hinaus. Und diesen Trieb konnte nichts unterbinden. Böse sah es aus

So und noch gefährlicher sahen die Typen der Landstraße bis zum Tage der nationalen Erhebung aus. Als Fecht- und

12

Der unbekannte Mark Twain

Der amerikanische Meisterhumorist wurde einmal gefragt, wie er sein erstes Honorar verdient habe. „In unserer Schule“, erzählte Mark Twain, „wurde von morgens bis abends geprügelt, doch dem Schüler anheimgestellt, sich mit fünf Dollars für einen wöchentlichen Zweisitzer loszukaufen. Als ich wieder einmal vor der Wahl stand, vertraute ich mich meinem Vater an, und der fand, daß es besser sei, fünf Dollar zu zahlen, und gab mir das Geld. Ich behielt es und — ließ mich verprügeln.“

Der einzige Mensch, dem es einmal gelang, Mark Twain auf seine eigene Weise abzuführen, so daß er ihm, was sonst nie vorkam, die Antwort schuldig bleiben mußte, war Depeu, der Freund des Humoristen. In der Zeit, als Mark Twains „Jeanne d'Arc“ als Romanfeuilleton erschien, traf Depeu einmal bei einem Mittagessen mit ihm zusammen. Twain sagte sich, es müsse nicht übel sein zu hören, was die Leute von seiner Arbeit dächten, und so fragte er seinen Freund: „Du liest wohl niemals Romane?“ — „Du doch, sogar sehr gerne.“ — „Verschaffst du vielleicht auch den anonymen Roman, der augenblicklich im „Harper's Magazine“ erscheint?“ — „Ja, gewiß tu ich das, jede Zeile lese ich.“ — „Nun was hältst du denn davon, ist er gut?“ — „Sehr“, antwortete Depeu, der, ohne daß Twain eine Ahnung davon hatte, sehr wohl wußte, wer der Verfasser war. „Ich meine eigentlich, gerade mich dürfte es du danach nicht fragen, denn ich habe diesen entsetzlichen Schund selbst verbrochen und möchte um alles in der Welt nicht, daß es herauskäme.“

Mutterkloß!

„Ihren Fritz habe ich heute besorgen können; er war der einzige in der Klasse, der gewußt hat, wie hoch der Kreuzberg ist!“

„Ja, ja; in Religion ist er gut.“

Sinnesverwirrung.

Hausfrau zum Dienstmädchen: „Aber, Anna, haben Sie denn keine Ohren? Sehen Sie denn nicht, wie schrecklich es hier in der Küche nach Gas riecht?“

Faulheit.

„Warum hängst du denn jeden Tag ein anderes Bild schief auf, Anna?“

„Dann denkt die gnädige Frau, ich habe Staub gewischt.“

Guter Rat.

Dichter: „Jetzt habe ich meinen Roman bereits siebenmal umgearbeitet, aber trotzdem bekomme ich ihn immer wieder zurück.“

Freund: „Ei, so schicke ihn doch einmal an eine Altpapierhandlung; dort wirst du ihn bestimmt los.“

Mieten und Nöte...!

Allerlei Pechvögel

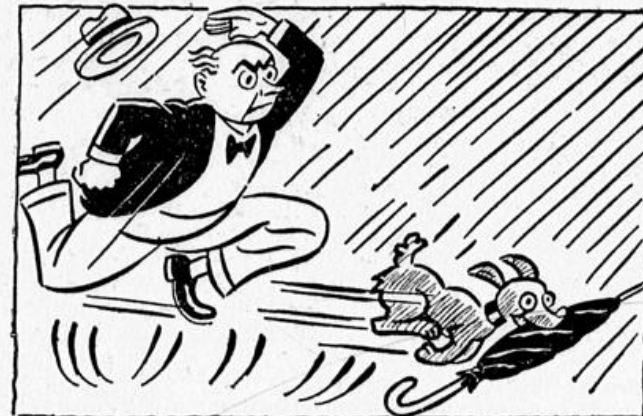


Der Papagei: Unerhört, — zwei Jahre lang habe ich mühsam Deutsch sprechen gelernt, und jetzt verkauft mich der Kerl an einen Chinesen!



„Hat einer angebissen?“

„Ja — aber am verkehrten Ende!“



Weshalb mußte ich Idiot den Hund meinen Schirm tragen lassen.



Zeichnung Kersch.

„Unglaublich — der Mensch mutet mir zu, mit einem Frachtdampfer weiterzufahren!“



„Wir sind auf einer Vergnügungsfahrt!“

Pempels Erholung

Pempel sah sehr leidend aus. Selbst war er nicht krank, nur litt er entsetzlich an der Nervosität seiner Frau und seiner Tochter. Er ging zum Arzt. Dieser sagte:

„Sie müssen sich einmal erholen!“

„Nabelhafte Idee!“, Pempel stimmte nach Hause und rief schon auf der Treppe Frau und Tochter zu:

„Macht euch reisefertig, morgen fahren wir in den Harz zur Erholung.“

Am nächsten Tage erklärte er angesichts der ferlaggepackten Koffer seiner Frau und Tochter:

„Nahrt schon nach Braunsberg voraus: Ich komme in zwei Tagen nach!“

Dann brachte er Frau und Tochter zum Zug und am zweiten Tage schrieb er eine Karte:

„Gute Erholung. Ich komme in einer Woche. Euer Pempel.“

Nach einer Woche schrieb er die nächste Karte: „Weiterhin gute Erholung. Ich komme in drei Wochen!“

Inzwischen bekam Pempel ein frisches, gesundes Aussehen, fima an zu pfeifen und zu singen und als seine Frau und Tochter nach vier Wochen zurückkehrten, begrüßten sie ihn mit dem Ausruf:

„Papa, wie auf siehst du aus. Wo hast du dich so gut erholt?“

„Hier, zu Hause“, lächelte Pempel.

„Aber, was sind das dort für Koffer?“

fragte Frau Pempel bei näherer Betrachtung der Wohnung.

„Meine!“, erwiderte Pempel. „Ich fahre morgen zur Erholung in den Harz!“

Der Schein trügt.

Fritschen soll über dieses Thema einen Aufsatz schreiben. Der Schluß lautet: Aber es gibt auch Ausnahmen. Als meine Schwester ihrem Verehrer neulich weismachen wollte, sie wäre 22 Jahre alt, sagte er: „Zeigen Sie mal Ihren Taufschein, der trägt nicht.“

Ein Aktionär ist mit der verteilten Dividende unzufrieden und ruft bei der Geschäftsleitung an: „Sagen Sie, Herr Direktor, warum gehen die Geschäfte so schlecht?“ — „Ich verstehe Sie nicht, mein Herr, bitte deutlicher.“ Und wieder, und ein drittes Mal wiederholt der Aktionär empört seine Frage, worauf schließlich der Direktor erwidert: „Das scheint an der Leitung zu liegen.“ Befriedigt hängt darauf der Fragesteller an.

Air kommt zum Arzt mit zerschundenem Gesicht. „Nun erzählen Sie mir genau, wie Sie überfahren wurden“, sagt der Doktor zum Patienten. „Ich ging also völlig nüchtern nach Haus. Da kamen zwei große Lichter auf mich zu, durch die ich hindurchgehen wollte, da ich sie für zwei Radfahrer hielt. Ich muß mich aber getrennt haben, denn es waren die Scheinwerfer eines Autos. Und so schloß ich mich plötzlich umgerissen.“

Wald Feld und Heide

Irrt die Natur?

Selbstmord bei Tieren. — Verfallender Instinkt. — Es kommt nicht darauf an... Von Dr. Ferd. Haubacher.

Die Handlungen der Tiere erklären wir uns vorläufig mit einem Schwammwort, das Instinkt heißt und mit dem man eine gewisse angeborene Erkenntnis bezeichnet, die kaum durch persönliche Erfahrung des einzelnen Tieres geändert werden kann, wenn sich veränderte Bedingungen ergeben, die der angeborenen Erkenntnis widersprechen.

Es gibt zahlreiche Erscheinungen im Reich der Tiere, die den Ansichten über den Instinkt, ja einem leitenden Gedanken der Natur überhaupt entgegenstehen scheinen. Die menschliche Einsicht ist heute noch kaum imstande, diesen durch Jahrhunderte dauernden Entwicklungsvorgängen in der Biologie überhaupt ein entsprechendes Verständnis entgegenzubringen. Uns erscheint heute noch die Natur sinnlos verschwenderisch, wenn sie ganze Rassen aussterben läßt, weil ihnen die Lebensbedingungen fehlen, wenn sie Vermehrungsmöglichkeiten schafft, die von vornherein zum Untergang bestimmt sind.

Einige merkwürdige Tatsachen:

In diesem Frühling beobachteten kanadische Vogelwarter einen Zug von selbstmörderischen Kummern, die — anstatt zu offenen Seegevierten zu reisen, um ihrem Brutgeschäft nachzukommen — ihren Flug landeinwärts richteten und sich an den kanadischen fünf Seen niederließen, wo sie weder selbst existieren noch ihre Jungen

aufziehen können, da ihnen die Lebensbedingungen fehlen.

Der Hund, der sich verständnisvoll an tausend Umstände gewöhnt, die die Natur nicht in Betracht ziehen konnte, als sie seine Art schuf, beweist, daß es persönliche Erkenntnisse gibt — die Biene, die doch ebenfalls als kluges Tier gilt, ist nicht imstande, ihren Stod wiederzufinden, wenn man ihn nach ihrem Ausflug um einen Meter weit wegsetzt.

Der Instinkt, der der Schmeißfliege für Ablage ihrer Eier totes Fleisch empfiehlt und sie stark riechendes Nas bevorzugen läßt, schützt sie nicht davor, diese Eier in die überdunstenden Blüten der Nachtlampe zu legen, wo sie verkommen müssen. Wasserläufer lassen sich stets durch spiegelndes Glas täuschen und rennen sich den Kopf ein, indem sie gegen die Glasdecken der Warmbeete fliegen. Vögel versuchen funkelnde Scherben zu trinken und junge Vögel, die gewohnt sind, daß sie gefüttert werden, schreiben die vor ihnen fliegende Nahrung an, um sie aufzufressen, in ihren Schnabel hineinzuverschlucken.

Das Subn, allerdings instinktfern durch den Menschen und wenig mit eigener Erkenntnis begabt, läßt sich durch Gipfelstürzen und brütet wochenlang darauf. Sonderbarerweise sammeln Vienen in blütenarmen Gegenden, wo sie keine Pollen finden, einfach Staub und tragen ihn in ihren Stod.

Nach unbekannt ist die rasche Vererbbarkeit von Erfahrungen bei den Tieren. Pferde beispielsweise, die noch scheuten, als sie das erste Auto sahen, hinterlassen ihren Nachkommen bereits eine viel geringere Furcht vor diesen unerklärlichen Wesen und

einige Generationen weiter ist die Scheu überhaupt verwunden. Hunde aus guter Zucht ererben oft einen Teil der uralten, uralten leicht Gehorsam, finden sich schnell in die Gewohnheiten der Menschen — während ein Hund, dessen Vorfahren ihr Leben als unbekannte Kettenhunde fristeten, bedeutend größere Schwierigkeiten mit menschlichen Ansprüchen an ihren Verstand haben, selbst wenn sie noch in jungen Jahren in beste Hände kommen. Ausnahmen sind natürlich auch hier eine Bestätigung der Regel.

Die Entwicklung in der Natur rechnet mit gewaltigen Zeiten und gewaltigen Mengen, die unserem Verstand immer weitenfremd bleiben werden. Sinn und Ziel erhalten in unserer Erkenntnis ein groteskes Fränselchen. Eine Veranschaulichung groben Stills scheint hier zu werten, es kommt weder auf Tausende noch auf Millionen von Exemplaren an...

Das Tier vor der Kamera

Worauf kommt es bei der Aufnahme an?

Einem Gebiet der Photographie wird in Amateurkreisen noch immer viel zu wenig Aufmerksamkeit geschenkt: das ist die Tierphotographie in der freien Natur. Ihren Hund und ihren Kanarienvogel haben Sie doch schon sicher fotografiert, aber zu Tieraufnahmen in der freien Natur hat es noch nicht gelangt. Dabei bietet dieser Zweig der Photographie Freunde, die sich nicht allein auf das Photographische beschränken, sondern weiter noch ein immer weiterführendes Naturverständnis mit sich bringt.

Vor allem verlangen wir vom Tierphotographen Naturreue. Nichts ist geschnadloser als Fälschung der Natur. Etwa in der Art, daß man eine ausgestopfte Gans bei der Nacht an einem Baumstamm geklebt aufhängt. Jeder Tierfreund erkennt bald die Fälschung und ist selbstverständlich abgestoßen, noch weitere Tierbilder des Fälschers zu sehen. Das Gesehene des lebenden Vogels hat einen ganz anderen Glanz und einen ganz anderen Zusammenhalt als das des ausgestopften oder toten Vogels. Auch die Haltung der Krallen ist sehr unterschiedlich. Und dann — wer Naturbilder fälscht, betrügt sich doch selbst am meisten um die Freude der Bildschaffung.

Die Tieraufnahme ist vor allem eine Geduldprobe. Oft ist regelrechtes Herumirren an Wild und dergleichen notwendig. Auch eine große Kenntnis der Gewohnheiten des betreffenden Tieres ist voranzusetzen, will man Aufnahmen besonders charakteristischen Inhalts erlangen. Ebenso wie bei der Jagd muß man eine ruhige und sichere Hand haben, um nicht zu spät, aber auch nicht zu früh abzudrücken.

Welches Gerät man zu dieser Jagd braucht? Nun, jede Kamera ist geeignet. Wer ein Teleobjektiv sein eigen nennt, ist natürlich im Vorteil, weil er Dinge aufnehmen kann, zu denen der andere erst mit Hilfe der Vergrößerung gelangen kann. Wichtig ist die Verwendung eines hochempfindlichen Aufnahmematerials, denn in der weitaus größeren Zahl der Fälle wird man es mit flüchtigen Objekten zu tun haben, die eine möglichst geringe Belichtungszeit (und das oft unter schlechten Lichtverhältnissen, wie unter dichten Bäumen usw.) erfordern. Die Meister der Lichtempfindlichkeit soll man zur Verwendung eines Selbststellers benutzen, wenn es möglich ist. So erhält man nämlich eine tonwerttreue Wiedergabe des Tieres und seiner Umgebung, die häufiger genau ebenso wertvoll ist wie das Tier selbst.